

Vom Gefühl des Gefangenseins.
Ein Dissident, ein Autist, ein Transmann
und eine Besitzlose erzählen.

DOSSIER SEITEN 5-8



FOTO: EPHRAIM BIERI

reformiert.

saemann / BERN-JURA-SOLOTHURN

EVANGELISCH-
REFORMIERTE ZEITUNG FÜR
DIE DEUTSCHE UND
RÄTOROMANISCHE SCHWEIZ

NR. 8 | AUGUST 2017
www.reformiert.info

INFOS AUS IHRER KIRCHGEMEINDE

> 2. BUND



«2x Weihnachten»: Bankangestellte sortieren im Rahmen eines Freiwilligeneinsatzes beim Roten Kreuz Lebensmittel für benachteiligte Menschen



FOTO: GERRY NITSCH

PORTRÄT

Der gläubige Tätowierer

Daniel Tschanz zeigt, dass er Christ ist: Auf seinem Arm sind ein Jesusporträt und Verweise auf Bibelstellen eingetätowiert. Der Mann mit der schweren Harley sticht in seinem Atelier am liebsten christliche Motive. **SEITE 12**

ETHIK

Sterbehilfe ist längst Alltag

Die Suizidhilfe dominiert die Debatte. Viel wichtiger wäre aber, über die alltäglich gewordene Sterbehilfe zu diskutieren, sagt Ethiker Heinz Rüegger. Denn die meisten Menschen müssen sich ihren Tod selbst wählen. **SEITE 3**



FOTO: NICOLA MOHLER

«UNFASSBAR»

Zwei Pfarrer auf der Gasse

Bernhard Jungen und Tobias Rentsch ziehen ab August mit ihrer mobilen Bar durchs Bernbiet. Im Angebot: kühles Bier und ein offenes Ohr. Vom Smalltalk bis zum seelsorgerischen Austausch ist alles möglich. **SEITE 2**

KIRCHGEMEINDEN

GEMEINDESEITE. Gottesdienste, Meditationen, Kirchenkaffee, Lesen und Diskutieren mit theologisch Interessierten: Im zweiten Bund steht, was in Ihrer Kirche läuft. **AB SEITE 13**

Wenn Banker Gratiseinsätze fürs Gemeinwohl leisten

FREIWILLIGENARBEIT/ Rollstuhl-Exkursionen oder Mithelfen im Asylheim: Immer mehr Firmen schicken ihr Personal zu sozialen und ökologischen Einsätzen.

Ein neuer Begriff macht die Runde in Schweizer Firmen: Corporate Volunteering. Das meint nichts anderes, als dass Betriebe ihren Mitarbeitern ermöglichen, sich während der bezahlten Arbeitszeit an sozialen oder kulturellen Einsätzen zu beteiligen. «Die Idee dazu kommt aus den angelsächsischen Ländern», sagt der Arbeitspsychologe Theo Wehner. Vor allem internationale Firmen haben die Nase vorn. Bestes Beispiel ist der Pharmakonzern Novartis. Über 24500 Novartis-Mitarbeitende machten sich am 11. Mai weltweit auf zu Rollstuhl-Exkursionen für Behinderte, zu Bach-Putzeten oder Sondereinsätzen im Flüchtlingsheim. 3100 waren es alleine in der Schweiz.

HOHE QUOTE. Hierzulande ist die unternehmerische Nachbarschaftshilfe zu erstaunlicher Grösse herangewachsen. Der emeritierte ETH-Professor Wehner macht eine überraschende Schätzung: Mindestens ein Fünftel aller Firmen bieten Freiwilligeneinsätze für ihre Beschäftigten an – die Teilnahme ist jeweils freiwillig. Wehner hat ein jahrelanges Forschungsprojekt der ETH zur Freiwilligenarbeit geleitet.

Laut dem Arbeitspsychologen sind vor allem Öko-Einsätze in der Natur für Kurzeinsätze geeignet. Problematischer sei hingegen das Engagement in sozialen Einrichtungen: «Wenn ein Informatiker ohne Anleitung auf die Bewohner eines Demenzheims losgelassen wird, dann sind der Freiwillige wie auch die Heimbewohner überfordert.»

Auch Annika Lilliestam vom Hilfswerk Heks sagt: «Freiwilligen-Einsätze sind anspruchsvoll und müssen sorgfältig geplant werden.» Das Heks führt seit 2015 Freiwilligeneinsätze von Firmen in von Heks unterstützten Sozialprojekten durch. Koordinatorin Lilliestam erklärt: Das Heks setze auf die Vermitt-

lung von Berufsleuten, die ihre professionellen Fähigkeiten einbringen. Ein zentraler Partner ist dabei der Personalvermittler Careerplus. Eigentlich vermittelt die Firma spezialisierte Fach- und Führungskräfte. Jetzt aber sind vier Leute des Berner Büros im Rahmen eines Freiwilligeneinsatzes zur Heks-Regionalstelle Thun gereist, um Menschen zu helfen, die bereits lange auf Arbeitssuche sind.

INTENSIVES COACHING. Vor den PC-Monitoren unterhalten sich die Personalberater mit den Arbeitssuchenden über die Profis: «So intensiv habe ich ein Coaching noch nie erlebt.» Yannick Schneider von Careerplus wiederum sagt: «Wir haben heute hautnah erlebt, was für Herausforderungen Menschen begegnen, welche es aus unterschiedlichen Gründen schwierig haben auf der Stellensuche.»

Auch bei Credit Suisse, bei der in der Schweiz 2016 Mitarbeitende mehr als 8000 Freiwilligenarbeitstage geleistet haben, sind oft die Kompetenzen der Angestellten gefragt. So engagiert sich die CS bei der Schuldenprävention von jungen Menschen oder bietet mit ihrem Partner Pro Juventute Bewerbungstrainings für Schülerinnen und Schüler an. Aber manchmal werden aus Bankern für einen Tag auch Gärtner oder Bäcker in einer Behinderteneinrichtung. Und einen Grosseinsatz leisten die Leute von Credit Suisse für das Schweizerische Rote Kreuz (SRK) beim Bereitstellen der Pakete von

«2 x Weihnachten». «Für das SRK war dies 2008 die Initialzündung, um als grösster Anbieter von Freiwilligenarbeit in der Schweiz den Bereich Corporate Volunteering aufzubauen», sagt Isabelle Roos, die für die Unternehmenskooperation zuständig ist. Das SRK kann als bedeutender Player auch mehr Spontaneinsätze von grossen Teams organisieren. Aber auch hier gibt es Grenzen, wie Roos betont: «Wir mussten schon Firmen eine Absage erteilen.»

TEAMGEIST UND WERTE. Was ist die Motivation für die Unternehmen, sich zu engagieren? Roos meint, dass es weniger darum gehe, soziale Wohltaten ins Schaufenster zu stellen, sondern die Freiwilligeneinsätze richteten sich vor allem nach innen. «Es geht um Teamspirit, um Wertevermittlung, um Sinnhaftigkeit der Arbeit», sagt sie. Das bestätigt auch der Arbeitspsychologe Theo Wehner. Ihm ist aufgefallen, dass nicht einmal die Hälfte der Schweizer Firmen ihr Freiwilligen-Engagement in den Jahresberichten ausweisen.

Aber zurück zu Wehners optimistischer Schätzung, dass ein Fünftel aller Schweizer Unternehmen Gratiseinsätze fürs Gemeinwohl organisieren. Bei den Grossbetrieben mag das stimmen, aber bei den kleineren Betrieben? Wehner verweist darauf, dass es nebst den institutionalisierten Einsätzen einen grossen informellen Bereich gibt. Viele KMUs helfen aufgrund ihrer lokalen Verwurzelung etwa beim Zeltaufbau eines Vereinsanlasses oder beim Bau eines Spielplatzes mit. Ein überraschender Befund also: Ein Fünftel der Schweizer Firmen engagieren sich für gute Dienste, wo manche nur Jagd nach Rendite vermuten. Und sie tun es, ohne dabei in die PR-Trompete zu tröten nach dem Motto: «Tu Gutes und rede darüber.» **DELFBUCHER**

Eine Bar, «Pfaff»-Bier und ein offenes Ohr

KIRCHE/ Die zwei Pfarrer Bernhard Jungen und Tobias Rentsch realisieren mit einer mobilen Bar ihre Vision, die Kirche in der Öffentlichkeit fassbarer zu machen. Ab August sind die Berner damit in der Region unterwegs.

Bei einem kühlen Bier übers Leben reden, über das unfassbar Schöne und das unfassbar Schmerzvolle: Darauf freuen sich die beiden Pfarrer Bernhard Jungen und Tobias Rentsch. Das tun sie ab August nicht im Pfarrhaus oder im Kirchengemeindehaus, sondern unter freiem Himmel an Quartierfesten, Sportevents oder an einem Märli. Immer dort, wo sich Menschen auf der Strasse treffen, mischen sich die zwei Berner in Zukunft mit der «Unfassbar» unters Volk. Die mobile Bar ist ein eigens dafür angefertigtes Fahrrad – bei deren Herstellung Jungen und Rentsch selbst Hand angelegt haben. Das Velo hat drei Räder. Zwischen den beiden Vorderrädern stehen zwei Fässer, deren Oberteil rausgeklappt werden kann. Et voilà – schon hat man vier Bartische. Fehlt nur noch das Bier. Auch dafür ist gesorgt: am Velo ist ein 18-Liter-Bierfass montiert.

ZUM GLAUBEN STEHEN. «Pfaff» heisst das zum Verkauf stehende kühle Gold. «Den Namen haben wir gewählt, weil wir uns nicht zu ernst nehmen wollen. Gleichzeitig wollen wir auch nicht verheimlichen, wer wir sind. Wir stehen zu unseren Werten und unserem Glauben», sagt Bernhard Jungen. Er trug den Gedanken einer mobilen Bar schon länger mit sich herum. Nach einem Rückzug ins Tessin und einem Coaching-Gespräch wurde ihm klar: Der Moment ist gekommen, noch einmal etwas Neues in Angriff zu nehmen. Jungen beschloss, in Frühpension zu gehen, und seither kann er seine Zeit ganz dem Projekt der «Unfassbar» widmen.

«Von Anfang an wollte ich die Idee zusammen mit einer jungen Pfarrperson umsetzen», erinnert sich der ehemalige Ittiger-Pfarrer. Jungen hatte jemanden im Auge. Doch das klappte nicht. Dann folgte ein überraschender Anruf vom 35-jährigen Pfarrer Tobias Rentsch, der vom Projekt gehört hatte. Jungen merkte rasch, Rentsch ist genau der Typ, den er suchte: dynamisch und offen für Gespräche. Und Rentsch hat bereits Erfahrung: Er kennt die nächtlichen Unterhaltungen, die sich in Berns Gassen ergeben,



Mobil, unkompliziert und nah an den Menschen: Die «Unfassbar» lädt ab August zu Gesprächen und Bier ein

Anzutreffen

19. August, Quartierfest in der Matte, Bern; 26. August, Quartierfest Länggasse; 10. September, autofreier Sonntag, Bern; 12. November, Reformationsfest Aarwangen

Infos ab ca. Mitte August: www.die-unfassbar.ch

wenn er im Ausgang ist und den Leuten von seinem Pfarr-Beruf erzählt.

Die mobile Bar trägt nicht von ungefähr den Namen «Unfassbar». «Das Leben schreibt unfassbare Geschichten. Und diese sollen im Zentrum der Gespräche stehen, die an der Bar zustande kommen», sagt Rentsch, der letzten Herbst seine Ausbildung zum Pfarrer abschloss und seither in verschiedenen Kirchengemeinden als Stellvertreter arbeitet. «Die Besucherinnen und Besucher bestimmen, worüber wir sprechen.» Und

wenn Passanten nur ein Bier bestellen, oder einfach etwas verweilen wollten, dann sei das auch in Ordnung.

Jungen und Rentsch stehen in einem ständigen Austausch mit kantonalen Kirchenleitern und Theologieprofessoren aus Bern und Zürich. Und von Anfang an stellte sich auch die reformierte Berner Landeskirche hinter die Idee der mobilen Bar. «Es ist schön, in einer Kirche zu Hause zu sein, die ein solches Projekt mitträgt», sagt Jungen. Die als Verein organisierte «Unfassbar» wird



Tobias Rentsch (links) und Bernhard Jungen

finanziell zudem von Einzelspenden und einer wachsenden Zahl von Kirchengemeinden unterstützt.

ERGÄNZENDES ANGEBOT. Die beiden Pfarrer hoffen, dass sich ihr Projekt mehr und mehr herumspricht. Und dass sie so von Fest- und Eventveranstaltern, aber auch von Kirchengemeinden zu deren Anlässen eingeladen würden. «Die Unfassbar ist ein Mehrwert für die Kirchen», ist Jungen überzeugt. «Sie ermöglicht ihnen auf einfache Art und Weise auf die Strasse zu treten.» Anlässe zur öffentlichen Präsenz der Kirche gäbe es genügend. Oft fehle es aber an kreativen Ideen und an personellen Ressourcen. «Wir sehen unsere mobile Bar nicht als Konkurrenz zum klassischen kirchlichen Angebot, sondern als Ergänzung», sagt Rentsch. «Das ist uns sehr wichtig», fügt Jungen nahtlos an. Mit ihrem Angebot wollen die beiden Pfarrer vor allem jene Menschen ansprechen, die mit kirchlichen Anlässen nur wenig anfangen können.

Wenn Jungen und Rentsch von der «Unfassbar» erzählen, dann ist klar: Hier investieren zwei ihr Herzblut. Sie können es kaum erwarten, dass sie am 19. August ihre Premiere feiern und am Mattenquartierfest in Zusammenarbeit mit der Kirchengemeinde Nydeggen vorfahren. Schon jetzt aber sind sie berührt vom Wohlwollen und der Begeisterung für das Projekt. «Zwanzig Menschen unterstützen uns tatkräftig: Viele von ihnen sind weder fromm noch kirchennah», sagt Jungen. «Es hat sich eine eingeschlossene Gemeinschaft gebildet», sagt Rentsch. Zudem seien durch das Projekt neue Freundschaften und Kontakte entstanden. Jungen erinnert sich an ein Traugespräch, zu dem er zu spät erschienen sei, weil er am Velo gearbeitet und komplett die Zeit vergessen hatte. Das machte den Bräutigam neugierig und ein paar Tage später tauchte dieser bei ihm in der Velowerkstatt in Aarwangen auf und half mit, ein technisches Problem mit dem Bier-Zapfhahn zu lösen. «Das ist doch grossartig», meint Jungen und lacht. «Echte Bausteine einer unfassbaren Geschichte.» NICOLA MOHLER

«Meine Erwartungen wurden weit übertroffen»

HAUS DER RELIGIONEN/ Gerda Hauck tritt als Präsidentin ab. Das findet sie gut, obwohl sie sehr viel gelernt habe und den Job sofort wieder machen würde. Das Vertrauen der Beteiligten untereinander sei in dieser Zeit «unendlich gewachsen», sagt sie im Interview.

Zu Beginn wirkte das interreligiöse Projekt eher utopisch. Warum haben Sie sich für das Haus der Religionen eingesetzt?

GERDA HAUCK: Als ich das erste Mal vom Vorhaben hörte, dachte ich: Wow, das ist super, genau das richtige Projekt für unsere Zeit.

Warum das?

Weil damit auf sehr konkrete Art die Leute im Alltag lernen, miteinander zu reden und Lösungen zu finden. Und weil es so konkret ist und sich stark auch an die oft nicht religiös interessierte Öffentlichkeit richtet, löst es wichtige Lernprozesse aus. Es hilft letztlich, den Zusammenhalt der Gesellschaft zu stärken. Das ist äusserst wertvoll.

Ist Ihre anfängliche Begeisterung geblieben?

Mehr noch: Meine Erwartungen wurden weit übertroffen. Zu Beginn hat niemand geahnt, dass das Haus der Religionen so gut Fuss fassen und so schnell wurzeln wird. Von jenen, die die Vision zu Beginn teilten, glaubten vielleicht die Hälfte tatsächlich an einen Erfolg. Jetzt haben wir nicht nur diese Skeptiker überzeugen können, sondern auch weitere Kreise wie private oder staatliche Institutionen.

Und worin zeigt sich der Erfolg konkret?

Wenn man bedenkt, wie wir gestartet sind, dann stelle ich fest: Das Vertrauen der verschiedenen Gemeinschaften untereinander ist unendlich gewachsen. Und mit dem Wachstum von Offenheit

und Verständnis hat auch der Respekt zugenommen. Man ist dabei, eine Kultur des Austauschs zu entwickeln, und dieses Kapital ist sehr wichtig. Hinzu kommt: Die positive Wirkung erfolgt nicht nur unter den Beteiligten selbst. Alle haben ihre eigenen sozialen Netzwerke ausserhalb des Hauses der Religionen, und dort setzt sich das fort.

Was hätten Sie in Ihrer Amtszeit lieber nicht erlebt oder würden Sie anders machen?

Eigentlich nichts. Eine Schwierigkeit, an der alle arbeiten, ist die persönliche innere Offenheit. Das muss ich nach wie vor üben: Inneren Widerständen nicht gleich freien Lauf zu lassen, sondern den Respekt zu bewahren – zugleich aber den eigenen Standpunkt klar zu vertreten. Und wenn ich selbst für andere manchmal schwierig war mit meinem Vorgehen, dann buchte ich das ab als Teil des Lernprozesses und versuchte, es das nächste Mal besser zu machen.

Warum treten Sie jetzt als Präsidentin ab?

Ich höre wegen der statutarischen Amtszeitbeschränkung auf. Aber ich mache das gerne, weil ich finde, dass es gut ist, wenn andere Leute mit neuen Ansichten



Gerda Hauck, 73

Die gebürtige Kölnerin ist katholisch aufgewachsen und kam 1963 in die Schweiz. 2001 wurde sie zur Integrationsbeauftragten der Stadt Bern berufen. Von 2007 bis 2017 war sie Präsidentin des Vereins «Haus der Religionen – Dialog der Kulturen». Ihre Nachfolgerin ist die frühere Regierungsstatthalterin Regula Mader.

kommen. Es war ein Riesenvorteil, dieses Amt ausüben zu können – auch wenn ich nach der ersten Vorstandssitzung eine Woche lang schlecht geschlafen habe wegen der vielen Konflikte. Ich habe sehr viel gelernt, Fenster sind aufgegangen, Wände eingebrochen.

Sie seien in dieser Zeit katholischer geworden, heisst es in einem Interview. Wie das?

Hauptsächlich zwei Erkenntnisse haben mich das sagen lassen: Durch die Begegnungen mit dem Anderen musste ich meinen eigenen Glauben stark reflektieren. Und ich entdeckte, dass das Christentum ein unglaublich weiter Raum ist, mit einem riesigen Spektrum an Positionen.

Was wünschen Sie dem Haus der Religionen für die Zukunft?

Dass es weiterhin so lebendig bleibt. Den Titel des Buches über die Anfänge finde ich sehr treffend: «Gegenwärtig, noch nicht fertig». Das Haus der Religionen hat und bietet kein Rezeptbuch für Lösungen im interreligiösen Dialog. Es ist dauernd selbst Teil des Lernprozesses. Die Freude daran soll weiter wirken.

INTERVIEW: MARIUS SCHÄREN

Der Tod kommt längst nicht mehr von allein

ETHIK/ Das selbstbestimmte Sterben sei längst die Normalität, sagt Theologe und Ethiker Heinz Rügger. Und die laute Debatte über den von Exit geforderten Bilanzsuizid lenke von den entscheidenden Fragen ab.



«Ich möchte lieber nicht zu Hause sterben»: Heinz Rügger vom Diakoniewerk Neumünster

Wie möchten Sie einmal sterben?

HEINZ RÜGGER: Dank einer guten palliativen Betreuung mit möglichst wenig Schmerzen. Ich möchte eher nicht zu Hause sterben. Nicht meine Familie soll mich betreuen müssen, sondern Fachleute in einer Institution sollen das tun. Dort können mich meine Angehörigen begleiten, aber ich falle ihnen nicht mit schwierigen pflegerischen Aufgaben zur Last. Und ich wünsche mir keine medizinische Hektik. Ich glaube, dass ich im Moment des Sterbens allein sein möchte.

Was helfen solche Fantasien? Es kommt doch ohnehin, wie es kommen muss.

Diese fatalistische Haltung finde ich problematisch.

Vielleicht ist es eher Demut als Fatalismus.

Die Säkularen sagen, der Tod sei Schicksal. Die religiöse Variante ist, dass der

Herr über Leben und Tod uns zu sich ruft. Beides halte ich für einseitig, weil wir uns damit vor Entscheidungen drücken, die dann vielleicht andere für uns treffen müssen. Untersuchungen zeigen: Fast sechzig Prozent der Menschen in der Schweiz sterben, weil eine Behandlung abgebrochen oder auf neue Therapien verzichtet wird. Der Lausanner Palliativmediziner Gian Domenico Borasio geht sogar von 75 Prozent aus.

Wir suchen uns unseren Tod also selbst aus?

Das ist so. Natürlich gibt es Situationen, in denen uns der Tod ereilt. Ein Herzinfarkt, ein Unfall. Aber das ist eher die Ausnahme. Darum müssen wir uns darauf vorbereiten, dass wir uns den Tod aussuchen müssen. Der Arzt darf uns die Entscheidung nicht mehr abnehmen. Das verbietet ihm das neue Erwachsenenschutzrecht von 2013. Ist man ur-

Heinz Rügger, 64

Er ist seit achtzehn Jahren Mitarbeiter der Stiftung Diakoniewerk Neumünster in Zollikerberg (ZH). Der Theologe, Ethiker und Gerontologe arbeitet dort im Institut Neumünster, einem interdisziplinären Kompetenzzentrum für Altersfragen. Mit dem Palliativmediziner Roland Kunz will er zurzeit das Thema «Selbstbestimmtes Sterben» ins Gespräch bringen.

teilsunfähig, und die Kinder sagen, die Mutter möchte noch nicht gehen, dann geht sie auch nicht. Aber vielleicht wissen sie gar nicht, was die Mutter will. Deshalb ist es so wichtig, dass wir über das eigene Sterben nachdenken und mit den Angehörigen darüber reden.

Oder man füllt eine Patientenverfügung aus.

Das hilft. Aber sie ersetzt niemals das Gespräch – meine Ansichten und die medizinischen Entwicklungen können sich wandeln. Wir brauchen den Mut, uns immer wieder mit dem eigenen Tod auseinanderzusetzen. Dadurch leben wir auch viel intensiver.

Mit welchen Entscheidungen kann man konfrontiert werden?

Ich hoffe zum Beispiel, dass ich einmal sagen kann: Jetzt ist es Zeit. Diese Lungenentzündung wird nicht mehr mit Antibiotika behandelt, bei einem Nierenversagen möchte ich keine Dialyse und bei einem Herz-Kreislaufstillstand keine Wiederbelebung mehr.

Aber welcher Arzt lässt einen Patienten an einer simplen Lungenentzündung sterben?

Es braucht Mut und ethische Sensibilität von Ärzten, einen Patienten an einer Krankheit sterben zu lassen, wenn diese noch behandelt werden könnte. Manche Menschen haben ein mühsames Sterben, weil sie Phasen vorbeigehen lassen, in denen ein sanfter Tod möglich gewesen wäre. Patienten erwarten zu recht, dass sie über die unterschiedlichen Möglichkeiten des Sterbens informiert werden. Die Ärzte haben hier eine noch viel zu wenig ernstgenommene Aufgabe.

Und sind sie der Verantwortung gewachsen?

Oft setzt auch das Gesundheitssystem die falschen Anreize. Welcher Nierenspezialist hat ein Interesse daran, eine Dialyse nicht zu empfehlen? Das ist seine fachliche Spezialität. Und sie bringt seiner

«Es braucht Mut von Ärzten, einen Patienten an einer Krankheit sterben zu lassen, wenn diese noch behandelt werden könnte.»

Abteilung 80 000 Franken im Jahr ein. In einem Pflegeheim mit guten Heimärzten ist die Wahrscheinlichkeit wohl grösser, dass ich die nötige Beratung bekomme. Dort hat man ein weniger gespaltenes Verhältnis zum Sterben als im Akutspital.

Die Debatte um das selbstbestimmte Sterben wird von Exit dominiert.

Ja, und genau das ist absurd. Begleitete Suizide machten 2014 gerade mal 1,2 Prozent aller Sterbefälle aus. Demgegenüber stehen die zwei Drittel aller Fälle, in denen der Verzicht auf lebensverlängernde Massnahmen zum Tod führt. Wir starren wie gebannt auf Exit, statt darüber nachzudenken, was es braucht, um entscheiden zu können, wann und wie man medizinisch begleitet sterben will. Eine breite Diskussion dazu fehlt.

Warum fällt uns diese Diskussion so schwer?

Wahrscheinlich sind wir damit einfach noch überfordert. Wir haben die heutige Langlebigkeit selber herbeigeführt durch zivilisatorische Errungenschaften noch nie dagewesenen Ausmasses. Und wir müssen jetzt den Umgang mit dem Sterben in unserem Gesundheitswesen mit all seinen Möglichkeiten zur Lebensverlängerung neu lernen. Die Kirche kann hier eine wichtige Aufgabe erfüllen und zur Auseinandersetzung mit dem eigenen Sterben anregen.

Welche Rolle hat Exit in dieser Situation?

Wenn Menschen das Leben nicht mehr ertragen können und es beenden wollen, halte ich es für sinnvoll, dass es Organisationen wie Exit gibt. Diese ermöglichen einen geordneten Suizid und klären mit den Sterbewilligen nochmals, ob sie wirklich alle denkbaren Hilfen zum Leben berücksichtigt haben.

Suizidhilfe für Betagte

An ihrer Generalversammlung vom 17. Juni hat die Sterbehilfeeorganisation Exit einen Antrag angenommen, der die Suizidhilfe weiter liberalisieren will. Eine Kommission klärt nun ab, ob das Sterbemittel Natriumpentobarbital auch an lebensmüde alte Menschen abgegeben werden kann. Gefordert wird ein Zugang ohne ärztliche Diagnose bis hin zur rezeptfreien Abgabe. Heute begleit-

et Exit nur Menschen in den Tod, die an einer schweren Krankheit leiden oder unter mehreren Altersgebrechen, die in ihrer Summe als unzumutbar gelten.

NEUER ANLAUF. Die Debatte um den Bilanzsuizid lancierte Exit bereits vor drei Jahren. Damals schrieb sich der Verein in die Statuten, dass er sich für den Altersfreitod einsetzen und betagten Menschen erleichterten Zugang zu Sterbemitteln verschaffen will.

Macht es für Sie keinen Unterschied, ob sich jemand für Suizid oder den Verzicht auf lebensverlängernde Massnahmen entscheidet?

Ich gehe davon aus, dass Gott uns das Leben als Geschenk gibt. Mit diesem kostbaren Geschenk sollen wir dankbar und verantwortlich umgehen. Ich bin aber genauso überzeugt, dass wir die Freiheit haben, das Geschenk abzugeben, wenn es zu einer nicht mehr tragbaren Belastung wird. Gott zwingt uns nicht zum Leben. Das gilt für mich auch im Falle eines Suizids. Dazu gehört jedoch die Verantwortung, nicht vorschnell zu handeln und sich bewusst zu sein, dass es kein Leben ohne Leiden gibt. Und vor allem: Ich sterbe nicht allein. Ich muss abwägen, was der Entscheid für mein Umfeld bedeutet.

Angehörige berichten, dass sie der Exit-Suizid ihrer Mutter, ihres Vaters extrem belastet hat.

Natürlich kann das sehr belastend sein. Doch das gilt nicht nur für den begleiteten Suizid, es gilt für jedes Sterben, wenn wir unvorbereitet damit konfrontiert werden. Wir setzen uns im Leben zu wenig mit dem Tod auseinander, sind emotional nicht darauf vorbereitet. Wenn Angehörige, ohne den Willen des Betroffenen genau zu kennen, entscheiden müssen, lebensverlängernde Massnahmen abzubrechen, sind manche von ihnen nach solchen Stellvertreterentscheidungen ebenfalls traumatisiert.

Mit dem Bilanzsuizid will Exit jetzt noch weiter gehen und auch ohne ärztliche Diagnose und Rezept lebensmüde alte Menschen in den Tod begleiten.

Ich bin dagegen, dass Exit die in der Schweiz sowieso schon sehr liberalen Möglichkeiten für einen begleiteten Suizid noch erweitert will. Das ist das falsche gesellschaftliche Signal. Mit dem heute zur Norm gewordenen selbstbestimmten – und damit selbst zu verantwortenden – Sterben sowie dem Kostendruck im Gesundheitswesen zeichnet sich eine Tendenz ab, pflegebedürftigen Menschen zu suggerieren: Das ist kein lebenswerter Zustand, beende das doch.

Was kann man dem entgegensetzen?

Es braucht eine neue Gegenkultur, die auch leidendes Leben als lebenswert und würdig annimmt. Wir haben, wie schon gesagt, die heutigen medizinischen Möglichkeiten selber geschaffen. Wenn sich jemand mit 85 für eine lebensverlängernde Therapie entscheidet, weil er noch nicht sterben möchte, hat er das Recht dazu. Genauso wie man sagen darf: Ich mag nicht mehr weiterleben. Solche Entscheide zu treffen ist allerdings sehr anspruchsvoll. Aber es sind Herausforderungen, denen wir uns als Gesellschaft stellen und über die wir diskutieren müssen.

Mit Gottes Hilfe?

Ja, absolut. «Meine Zeit steht in deinen Händen». Das gilt gerade auch für die Zeit, in der ich mündig und dankbar über mein Sterben entscheide. Und meine Zeit steht auch in seinen Händen, wenn ich mit Exit gehe. Unabhängig davon, wie ich sterbe – im christlichen Glauben reicht das Leben immer über den Tod hinaus. **INTERVIEW: CHRISTA AMSTUTZ, FELIX REICH**



Einst war die Wiese vor dem Kirchgemeindehaus eine grosse Hundetoilette. Heute ist sie ein sozialer Treffpunkt, wo in Hochbeeten Gemüse, Kräuter und Blumen wachsen

FOTOS: IRIS KREBS

Jedem seinen Garten Eden

STADT/ In Bern-Bethlehem bietet die reformierte Kirchgemeinde einen Gemeinschaftsgarten für alle: für Hobbygärtner, Passanten und Hasen.

35 Hochbeete stehen auf der Wiese vor dem reformierten Kirchgemeindehaus in Bethlehem. Aus den Holzkisten ragen Bohnen- und Kartoffelstauden, grosse Zucchiniblätter, Kräuter, sowie viele andere Pflanzen und Blumen. Es blüht und spriesst, soweit das Auge reicht.

SAMEN AUS DER HEIMAT. Im Beet von Susanne Moser-Hofer wachsen Erdbeeren, Bohnen und Karotten. Es ist das dritte Jahr, dass sie ein Hochbeet pflegt. «Die Wiese hier ist mein Garten», sagt die Pensionierte, die ein paar Strassen wei-

ter wohnt. «Wenn es in meiner Wohnung zu warm wird, komme ich hierher, setze mich auf ein Bänkli, spreche mit den Leuten und gehe wieder nach Hause.» Das sei wunderbar, findet Moser, die freiwillig die Wiese von rumliegendem Abfall befreit. Neben dem Hochbeet von Frau Moser pflegt Frau La Troung Kräuter und Gemüse aus ihrer Heimat. Eine Freundin habe ihr die Samen aus Vietnam gebracht: Basilikum, Sellerie und Salate. Reispflanzen gedeihen in einem mit Wasser gefüllten Plastikbehälter, der am Hochbeet hängt. «Am Abend komme

ich hierher, bringe meinen Hasen mit und lasse ihn über den Rasen hoppeln», erzählt die gebürtige Vietnamesin, die seit 1991 in der Schweiz lebt. Am Wochenende picknickte sie oft, ruhe sich auf einem Liegestuhl neben ihrem Stück Heimat aus. «Seit ich pensioniert bin, habe ich viel Zeit und geniesse den Kontakt zu den anderen Gärtnern.»

Auch Naeem Abu Tayeh schätzt den Kontakt mit den Menschen hier. «Oft komme ich mit Passanten ins Gespräch, die sich wundern, was hier alles wächst», sagt der gebürtige Palästinenser. Letztes Jahr pflanzte er in seiner Kiste Auberginen und Zucchini. Heuer beschränkt er sich auf Thymian, Rosmarin, Minze und Salbei. Das kleine Stück Erde verbindet den Pflegefachmann mit seiner Heimat. «Als Kind habe ich immer im grossen Garten meiner Grossmutter geholfen», sagt er und streicht mit der Hand durch die Thymianstaude.

WENIGER HUNDEKOT. Die Sozialarbeiterin Christa Neubacher kennt alle 31 Menschen, die hier ein Hochbeet für zwanzig Franken pro Jahr mieten. Das Geld geht an das Amt Stadtgrün Bern, das Sitzbänke, Hochbeete, Erde und eine grosse Werkzeugkiste zur Verfügung stellt. Vor drei Jahren lancierten zwei Studentinnen der Hochschule der Künste zusam-

men mit der Kirchgemeinde das Projekt «BEEThlehem». «Von Anfang wollten wir, dass sich hier Einheimische und Migranten, Alteingesessene und Neuzuzügler vermischen», sagt Neubacher. Neben aktiven Kirchgemeindemitgliedern würden dieses Jahr auch viele Familien ein Beet pflegen. Menschen, die sonst keine Beziehung zur Kirchgemeinde hätten. «Für uns ist wichtig, dass hier Menschen zusammenkommen, und sie durch die Gärtnerei ein Stück Heimat finden.»

Einmal im Monat lädt die Kirchgemeinde die Gärtnerinnen und Gärtner zu einem Treffen ein. Und im September gibts jeweils ein grosses Gartenfest – heuer am 2. September. Neubacher freut sich über den Verlauf des Projektes und wie sich der Garten im Quartier etabliert hat. In den ersten beiden Jahren habe es jeweils viel Hundekot zwischen den Beeten gegeben, der weggeputzt werden musste. Dieses Jahr sei er ausgeblieben. Zudem erleben die Gärtner weniger Vandalismus. «Pflanzen werden kaum noch beschädigt. Auch Gemüse wird weniger geklaut», sagt Neubacher. Jede Kiste ist seit diesem Frühling als «Privat» markiert. Neu ist das Areal auch von einem «Fähnli-Zaun» umgeben. «Ein richtiger Zaun kommt nicht infrage. Das Areal ist öffentlicher Raum und jeder ist hier willkommen.» **NICOLA MOHLER**

«Hier kommen Menschen zusammen und finden durch die Gärtnerei ein Stück Heimat.»

CHRISTA NEUBACHER

Von Aarons Zauberstab bis zum Siegel Salomons

Viele Kräuter, Stauden und Sträucher tragen Namen von biblischen und anderen heiligen Gestalten. Ein kleines Pflanzen-Lexikon.

Das erweiterte Blumen-Abc finden Sie: www.reformiert.info/blumen



Passionsblume

Bezüge zur Folterung und Hinrichtung Jesu, der biblischen «Passion», geben der tropischen Kletterpflanze ihren Namen: Die zehn Blütenblätter stehen für die Apostel ohne Judas und ohne Petrus, der als «Fels der Kirche» eine Sonderstellung einnimmt. Die Nebenkronen der Blüte versinnbildlichen die Dornenkrone Jesu. Die fünf Staubblätter erinnern an die Wunden des Gekreuzigten, die drei Griffel an die Kreuznägel. **HEB**



Bettagsblume

Mitte September, so um den eidgenössischen Dank-, Buss- und Bettag herum, setzt in den Gärten in dichten Büschen eine lila bis hellblaue Blume starke Akzente – und bringt so Farbe in den Garten, während die meisten anderen Pflanzen bereits verblüht sind. Herbstaster heisst sie offiziell, wird verbreitet aber auch als Bettagsblume bezeichnet. Diese üppig, fast feuerwerksartig blühende Staude ist eine nahrhafte Bienenweide. **HEB**



Mariendistel

Dieses mannshohe Stachelkraut mit den violetten Blüten trifft man hierzulande zuweilen auf Brachen und an Wegrändern an. Seine eigentliche Heimat ist aber der Mittelmeerraum. In der Pflanzenheilkunde findet die Mariendistel Verwendung als leberstärkendes und entgiftendes Mittel. Der Name leitet sich von den weissen Flecken auf den Blättern ab, die angeblich von der Milch Mariens, der Mutter Jesu, stammen. **HEB**



Johanniskraut

Der 24. Juni ist der Gedenktag Johannes des Täufers, der Jesus im Jordan taufte. Ab diesem Datum, drei Tage nach Sonnenwende, werden die Nächte wieder länger und die Tage kürzer. Dazu gibt es eine biblische Analogie: «Er muss wachsen, ich aber muss abnehmen», sagt der Täufer in der Bibel über Jesus. Um den Johannistag herum blüht an Waldrändern, Wegsäumen und Böschungen ein kräftig gelbes Kraut, das Johanniskraut. **HEB**



Pfaffenhütchen

Im Frühherbst leuchten die Früchte dieses Strauches an den Waldrändern und in den Hecken leuchtend rot. Sie ähneln einer priesterlichen Kopfbedeckung: dem vierkantigen, scharlachroten Birett der Kardinäle, daher der Name. Oft nennt man die Pflanze auch Spindelstrauch. Aus dem Holz stellte man früher Spindeln her. Steinzeitliche Befunde belegen: die schnurgeraden, jungen Asttriebe dienten auch als Pfeilschäfte. **HEB**

KÖRPER/ Lukas Neuenschwander wünscht sich Freiräume zwischen den Kategorien «Mann» und «Frau».
SEELSORGE/ Markus Giger vermisst jene Menschen in der Kirche, die sich einst zu Jesus hingezogen fühlten.



Gefangen im Zwang zur Freiheit

ESSAY/ Gefängnisse gibt es viele. Nicht alle haben Gitter. Zuweilen führt auch der von Marketingstrategen und Ratgebern beworbene Freiheitsdrang in die Gefangenschaft.

Fotos: Ephraim Bieri

Was weiss ich als Durchschnittsschweizerin denn schon vom Gefangensein? Mit welcher Faser meines Seins kann ich nachempfinden, was Menschen erleben, die in einer Stadt eingekesselt leben müssen, gefangen in einem Kellerloch, weil rundherum der Krieg tobt? Was weiss ich Verschonte von Schicksalsschlägen, die einen Menschen nach einem Unfall oder durch eine Krankheit in seinem Körper einsperren und ihn gefangen nehmen in Immobilität oder Schmerz?

SELBER SCHULD. Fast banal wirken daneben Gefangenschaften, die scheinbar selbstgewählt sind: Etwa das Gefangensein in unglücklichen Beziehungen, in unpassenden Lebensumständen oder in einer Sucht. «Befrei dich», raten psychologische Ratgeber. «Lass los, was dir nicht gut tut. Du bist die Herrin in deinem Haus, wer sonst als du könnte dich befreien vom Gefühl des Gefangenseins?» Damit scheint klar: Wer sich gefangen nehmen lässt, ist selber schuld.

Natürlich ist da etwas Wahres dran. Doch nicht alle, die sich in unserer frei-

heitlichen Gesellschaft unfrei oder gar gefangen fühlen, haben schon ein Problem, von dem sie sich befreien müssen.

FREI SEIN ÜBER ALLES. Freisein ist heute Lifestyle. Wann und wo wir wollen, können wir kommunizieren. Und wir tun es, auch in der Nacht bleibt das Handy eingeschaltet. Überall können wir einkaufen, auch wenn wir schon vieles haben, diese Freiheit lassen wir uns nicht nehmen. Es ist Belohnung dafür, dass wir bei der Arbeit alles und noch mehr geben. Wir beuten uns selber rücksichtslos aus. Und das freiwillig. Wir brauchen keinen Chef mehr, der uns antreibt. In der Leistungsgesellschaft übernehmen wir das selber. Wir nehmen uns gefangen, weil wir dazu gehören wollen: für Status, Besitz und Schönheit sind wir bereit, fast alles zu tun. Und diesen Zwang nehmen wir auch noch als Freiheit wahr. Eine Freiheit jedoch, für die wir einen hohen Preis bezahlen.

Die Selbstaussbeutung hinterlässt nämlich Spuren, in der Seele wie im Körper. Und diese Spuren zu lesen, lohnt sich.

«reformiert.» hat für dieses Dossier einen Tänzer eingeladen. Er tanzte und suchte nach Bewegungen, die ausdrücken, was die Gefangenschaft im Körper auslöst: Kontraktion und Enge. Überall spannte er die Muskeln an: im Bauch, im Brustraum und im Hals. Er presste die Zähne zusammen, hielt den Atem an, spannte Arme und Beine und krümmte sich. Um dann, im Moment der höchsten Anspannung, loszulassen, aufzuatmen und erschöpft in eine Entspannung zu fallen, in der er gefühllos auf dem nackten Boden liegen blieb.

DER ERFÜLLTE LEERE RAUM. Der Körper ist eine verlässliche Referenz. Mit ihm leben wir unser Leben. In ihm bildet sich alles ab, was uns bewegt. Und der Körper ist es auch, der uns signalisiert, wenn es zu viel ist. Zu viel Kommunikation, zu viel Arbeit, zu viel Konsum. Dann stellt er auf stur: lässt das Herz rasen und den Kopf dröhnen, verweigert die Verdauung und der Rücken schmerzt. Dann beißen wir auf die Zähne, spannen uns an und geben noch das Allerletzte. Bis gar nichts

mehr geht. Das habe ich selber erlebt. So einsam und gefangen fühlte ich mich nie zuvor. Ich musste reden: mit Freunden, mit dem Hausarzt, mit guten Zuhörern. Ich setzte mich in eine Kirche, einfach so und staunte, wie still es auf einmal war, wie kühl, so dass ich in die Jacke schlüpfen musste. Kein Mensch war da ausser mir und dennoch war der Raum voll. Voll von Zuneigung und Verständnis. Und die Jacke wärmte mich bis ganz nach innen. Ich war so froh. **KATHARINA KILCHENMANN**

Video

Für einmal liess «reformiert.» sein Dossierthema tanzen. Dank der Koordination des Fotografen Ephraim Bieri setzte der Tänzer Willer Rocha die Motive des Themas «Gefangen» in Bewegungen um. Der 21-jährige Brasilianer hat einen Vertrag bei der «Cine-

vox Junior Company» in Neuhausen, die junge Tänzerinnen und Tänzer beim Start ins Berufsleben unterstützt. Choreografie bei der Performance, die im Video von «reformiert.» zu sehen ist, führte Martina Langmann von «Cinevox Junior Company».

reformiert.info/tanz



«Meine Heimat ist heute ein Freiluftgefängnis»



MENSCHENRECHTE/ Der türkische Journalist Yavuz Baydar verliess die Türkei keine zwei Tage nach dem Putschversuch vor einem Jahr. Er sah für sich keine Zukunft in einem Land, in dem er nicht frei seine Meinung äussern kann. Heute lebt der Journalist im Exil und fühlt sich befreit.

«Die Türkei ist für Journalisten, Akademiker und Anwälte ein Freiluftgefängnis geworden», sagt Yavuz Baydar am Telefon. «Neunzig Prozent der türkischen Medien unterliegen der Selbstzensur. Und Selbstzensur bedeutet, sich selbst einzusperren.» Der 59-jährige Türke arbeitet seit 35 Jahren als Journalist. Er schrieb für die türkischen Zeitungen Yeni Yüzyil, Milliyet, Sabah und Todays Zaman, gründete die unabhängige Medienplattform P24 und war bei CNN Türk sowie TRT-Haber. Heute lebt Baydar ausserhalb der Türkei und schreibt für die englische Zeitung «The Guardian», die Spanische «El País» und veröffentlicht in der «Süddeutschen Zeitung» als Gastautor ein türkisches Tagesbuch.

FLUCHT VOR DEN BARBAREN. In den frühen Morgenstunden des 16. Juli 2016 setzte sich der Journalist an seinen Arbeitstisch und überlegte, welche Möglichkeiten ihm blieben. «Der Putschversuch war noch in vollem Gange. Doch bereits jetzt wusste ich, dieser Aufruhr wird unsere Freiheit beeinflussen.»

Für Baydar war klar: Wer auch immer als Sieger hervorgeht, würde als Erstes Journalisten und Akademiker zum Schweigen bringen. «Wollte ich auf die Barbaren warten? Nein!» Baydar könnte sich nicht vorstellen, weiter in der Türkei als Journalist zu arbeiten. Keine 48 Stunden vergingen, und er verliess das Land.

Die Situation sei bereits vor dem Putschversuch sehr schwierig gewesen, sagt Baydar, der auch der erste türkische Medienombudsman war, im Rückblick. Über 7000 Journalisten hätten seit 2013

ihre Stelle verloren. «Sie hatten kein Einkommen mehr oder kamen ins Gefängnis», sagt Yavuz Baydar am Telefon. «Neunzig Prozent der türkischen Medien unterliegen der Selbstzensur. Und Selbstzensur bedeutet, sich selbst einzusperren.» Der 59-jährige Türke arbeitet seit 35 Jahren als Journalist. Er schrieb für die türkischen Zeitungen Yeni Yüzyil, Milliyet, Sabah und Todays Zaman, gründete die unabhängige Medienplattform P24 und war bei CNN Türk sowie TRT-Haber. Heute lebt Baydar ausserhalb der Türkei und schreibt für die englische Zeitung «The Guardian», die Spanische «El País» und veröffentlicht in der «Süddeutschen Zeitung» als Gastautor ein türkisches Tagesbuch.

Baydar hat auch Kollegen und Freunde dazu ermutigt, das Land zu verlassen. Nicht alle folgten seinem Rat und blieben in der Türkei. «Zwölf Monate nach dem Putschversuch fühlen sich die Menschen in ihrem Land der Freiheit beraubt, sie sind in einer Situation gefangen, aus der sie keinen Ausweg sehen.»

Für Baydar ist Freiheit noch mehr als Selbstbestimmung. «Freiheit bedeutet Hoffnung.» Würde ein Aspekt der Freiheit beeinträchtigt, wie etwa das Recht zu demonstrieren, seien auch andere Bereiche schnell davon betroffen.

ENDLICH WIEDER SAUERSTOFF. Nicht nur in der Türkei, auch in Ungarn oder den USA spüre die Bevölkerung die «vergiftete» Atmosphäre, die ihre Freiheit gefährde, sagt Baydar. «Autoritäre Regierungen sind Monster. Sie zerstören alles, was sich ihnen in den Weg stellt.» Baydar fühlt sich nun als Journalist im Exil nicht mehr gefangen, denn er kann der Tätigkeit nachgehen, die ihm wichtig ist: Er kann berichten und kommentieren. «Ein Journalist ohne das Recht auf freie Meinungsäusserung ist wie ein Wesen ohne Sauerstoff.» NICOLA MOHLER

«Sozialen Druck nicht zu erkennen, kann befreien»



AUTISMUS/ Seit dem Film «Rain Man» aus dem Jahr 1988 ist Autismus fast allen ein Begriff. Viele denken dabei an hochbegabte Sonderlinge, die in ihrer eigenen Welt gefangen sind. Stimmt das? Matthias Huber räumt mit dem Vorurteil auf und erklärt, warum eher das Gegenteil zutrifft.

«Menschen mit Autismus können oft nur ihre eigene Welt genau erkennen», sagt Matthias Huber. «Die Aussenwelt nehmen sie häufig nur in Teilen wahr, verschwommen, chaotisch und logisch nicht nachvollziehbar.» Der Psychologe arbeitet im Fachbereich Autismus an der Universitätsklinik für Kinder, Jugendpsychiatrie und Psychotherapie UPD AG Bern. Aber nicht nur von Berufes wegen befasst er sich mit der Diagnose Autismus. Huber ist selber Autist und weiss, wovon er spricht. «Es gibt Autisten, die schwer beeinträchtigt sind, auch kognitiv, und trotzdem ein reiches Innenleben haben. Und solche, die weniger stark betroffen sind, manche mit überdurchschnittlich kognitiven Fähigkeiten.»

Zu Letzteren gehört Huber. Als Kind vermied er den Kontakt zu anderen, war lieber allein. Dank seines guten Umfelds konnte er sein Potenzial dennoch entfalten und mit einem Stipendium der Stiftung zur Förderung körper- und sinnesbehinderter Hochbegabter Vaduz studieren. Heute vermittelt er mit Vorträgen im In- und Ausland zwischen herkömmlich Wahrnehmenden und Autisten.

ALLTAG NACH PLAN. Eine Inselbegabung, wie die von Dustin Hoffman im Film «Rain Man» gespielte Figur aufweist, hätten nur ein paar Prozent der Autisten. «Das sind jene, die etwa den Kalender auswendig können oder Mathegenies sind.» Was hingegen alle Autisten verbindet, ist das Etikett, in der eigenen Welt gefangen zu sein. Trifft dies zu? «Autisten können sehr wohl in ihren eigenen Abläufen gefangen sein», erklärt

Huber. Das passiere zum Beispiel dann, wenn sie kein «verbindliches Umfeld» vorfinden. Denn der Alltag von autistischen Menschen müsse bis ins Detail sinnvoll strukturiert und vorhersehbar sein. «Treffen sie auf Spontanes und Intuitives, bringt sie das in Stress und Not.» Frei könne sich nur fühlen, wer auch eine Wahl habe, betont Huber. Und diese Wahlfreiheit müsse durch die Umwelt gegeben sein. Zum Beispiel in Familie und Schule: «Die Lebensbedingungen müssen dem Autisten angepasst werden und nicht der Autist den Lebensbedingungen. Sonst erfahren sich Betroffene stets als hilflos und gefangen.»

IMMER DAS DETAIL IM BLICK. Autismus ist aber kein Defizit. Huber spricht von «Wahrnehmungsbesonderheiten in allen Sinneskanälen». Autisten fokussieren aufs Detail, statt das Ganze zu sehen. «An einem Hund fällt ihnen etwa nur der eine Punkt auf im Fell statt das ganze Tier.» Für Betroffene ist es zudem schwierig, non-verbale Codes zu deuten. «Fragt jemand einen Autisten: Hast Du ein Lieblingsessen? sagt er als logische Antwort etwa: Ja. Er weiss aber nicht, dass er auch sagen sollte, welches.» Solche sozialen Normen und Konventionen müssen Menschen mit Autismus auswendig lernen, was sie oft viel Anstrengung koste.

Huber fällt auf, dass Menschen ohne Autismus «stark abhängig sind vom Eindruck anderer Menschen und somit nicht wirklich frei in ihrem Dasein». Autisten hingegen würden den sozialen Druck oft gar nicht erkennen. «Das kann auch befreiend sein.» SANDRA HOHENDAHLE-TESSCH



«Oft ist das Geschlecht im Leben irrelevant»



TRANSGENDER/ Pädagogik-Student Lukas Neuenschwander wurde in einem weiblichen Körper geboren, fühlt sich aber eher als Mann. Er tat sich schwer, sich in Geschlechtskategorien einzuordnen, und litt darunter, dass die Gesellschaft derart Mühe hat mit den Zwischenräumen.

Hinter Lukas Neuenschwanders Bürotisch steht kistenweise Orangensaft. Das neue Semester an der Pädagogischen Hochschule Bern naht, die Vereinigung der Studierenden, in deren Vorstand er ist, wird die neuen Studentinnen und Studenten mit einem Apéro begrüssen.

Obwohl Neuenschwander an der Schule so engagiert ist, befindet er sich auf dem Absprung. Als er vor sechs Monaten in der Schule, wo er ein Praktikum antrat, an einem Elternabend erzählte, dass er ein Transmann ist, fühlte er sich zur Schau gestellt. Dass die Schule seine Geschlechtsidentität aktiv kommunizieren wollte, hatte er zuerst begrüsst, doch dann empfand er den Anlass mehr als Vorsichtsmassnahme denn als Bekenntnis. Niemand sollte der Schule den Vorwurf machen, sie hätte etwas verheimlicht. Er sagt: «Ich erkannte in diesem Moment, dass ich nicht will, dass man Strategien ausarbeitet, damit über Identität gesprochen werden kann.»

EIN GEFÜHL DER ENGE. Die meisten Eltern reagierten zwar positiv, doch Neuenschwander ging es danach nicht gut. Der Druck, sein Geschlechtsempfinden ständig thematisieren zu müssen, machte ihm zu schaffen. Bald brach er das Praktikum ab. Nun wird er nur die Ausbildung zum Fachlehrer Mathematik beenden. Anschliessend will er Kindererzieher lernen. An einem Ort, wo er schon einmal jobbte. Dort darf er frei entscheiden, ob und wie viel er über seine Geschlechtsidentität preisgeben will.

Lukas Neuenschwander wurde in einem Körper mit den Merkmalen eines

Mädchens geboren und sozialisiert. Früh fühlte er sich eingeeignet: «Wie ich mich wahrnehme, stimmt eher mit den Vorstellungen von Männlichkeit überein, obwohl ich mich in Männergruppen nicht gänzlich zugehörig fühle.» Geschlecht sei ein breites Spektrum zwischen der Kategorie «Frau» und «Mann». Warum die Kategorisierung schon beginne, wenn ein Kind noch im Bauch der Mutter stecke, versteht er nicht. «Oft ist das Geschlecht im Leben irrelevant.» Jedes Formular fragt trotzdem danach.

DER KOMPROMISS. Als ein Bekannter ihn vor vier Jahren an den Trans-Stammtisch in Bern mitnahm, fühlte er sich zum ersten Mal zugehörig. Bis dahin war nur eine Freundin eingeweiht, seine Eltern informierte er erst später. Sie akzeptierten diesen Schritt. Die neue Zugehörigkeit brachte den Prozess seiner Identitätsfindung ins Rollen. «Ich lernte, dass sich Geschlecht nicht in zwei Kategorien einteilen lässt und ich mich nicht ganz in einer der beiden finden kann.»

Nun entschloss sich Neuenschwander zu einem Kompromiss zwischen seinem Empfinden und dem gesellschaftlichen Bedürfnis, Menschen einem Geschlecht zuzuordnen. Seit Februar nimmt er Hormone, seine Stimme, aufgrund der Fremde ihn als Frau ansprachen, ist tiefer geworden. Heute ist ihm wohler, da er weniger Verwirrung stiftet. Er wünscht sich, dass die Gesellschaft das breite Spektrum zwischen Frau und Mann akzeptiert. «Doch in einem ersten Schritt muss die Stigmatisierung von Transmenschen ein Ende finden.» ANOUK HOLTHUIZEN

«Zu viel Besitz macht bequem und unfrei»



BESITZ/ Sonja Krauer hat ein abgeschlossenes Studium, arbeitet aber als Verkäuferin und Masseurin. Sie besitzt nicht viel – und gerade das ermöglichte ihr die Freiheit, ihr Leben so zu leben, wie sie es will. Mit mehr Eigentum fühlte sie sich in der Bequemlichkeit gefangen.

Ein Schreibtisch, eine Kommode, ein Massagefuton, ein paar Tassen, zwei Schlüsselchen, zählt Sonja Krauer auf: Das gehöre zu ihrem Eigentum. Eine Tasche und eine Velopumpe. Und: «Mein Velo, das habe ich, seit ich acht Jahre alt bin», sagt die 26-Jährige und ergänzt: «Ja, am Anfang war es noch ein bisschen gross.» Sieben Paar Schuhe, rechnet sie im Kopf zusammen, weist auf die Sandalen, lacht: «Das ist eines der zwei Paare davon, die langsam auseinanderfallen.»

Dass sie zum Gespräch einfach mit dem erscheint, was sie auf sich trägt ohne Tasche, Rucksack, Fahrzeug, Jacke, ist nicht nur der sommerlichen Wärme und dem Zufall geschuldet. Es zeigt ihre grundsätzliche Haltung: «Für mich macht es keinen Sinn, mehr zu haben.»

FREIHEIT DER BESCHRÄNKUNG. Ihr Weg zum Minimalistischen war nicht vorgegeben. Aufgewachsen im Berner Oberland, absolvierte sie das Gymnasium und ein Bachelor-Studium der Religionswissenschaften und Englisch. Lange habe sie an einen üblichen Lebenslauf gedacht: Studium, Job, Familie. Erst gegen Ende des Studiums realisierte Sonja Krauer, dass sie viel freier ist in der Wahl des Weges. Zudem fühlte sie sich unwohl in der akademischen Welt. Schliesslich wurde sie selbstständige klassische Masseurin und bildet sich zurzeit in Shiatsu weiter. Daneben arbeitet sie als Verkäuferin von Lebensmitteln im kleinen Matte-Lädli in der Stadt Bern.

Sonja Krauer hat sich nicht nur befreit von fremden und eigenen Erwartungen. Nur schon ihr Lohn erlaubt ihr kein Le-

ben auf grossem Fuss. Gefangen in den beschränkten Möglichkeiten fühlt sie sich deshalb nicht. Eher das Gegenteil: «Freiheit bedeutet für mich zu leben, wie ich es möchte. Und gerade dies fällt mir mit wenigen Dingen leichter.»

MACHT DER GEWOHNHEIT. Mehr zu besitzen erleichtere nicht und mache nicht glücklicher. Davon ist Sonja Krauer überzeugt, aus eigener Erfahrung und von der Beobachtung anderer. «Wenn man sich mal an etwas gewöhnt hat, ist es schwierig, davon wegzukommen. Man ergibt sich schnell der Bequemlichkeit. Das macht unfrei.» Als befreiend empfindet sie zudem die Gewissheit, für den Rest des Lebens mit so wenig leben zu können, wie sie es jetzt tut.

Die günstige Genossenschaftswohnung in einem kleinen Mehrfamilienhaus teilt sie sich mit einer Mitbewohnerin. Doch selbst wenn sie es sich durchaus als schön vorstellt, in einem grossen alten Haus leben zu können: Der Standard in der Schweiz sei zu hoch, stellt sie fest. «Es macht auch ökologisch keinen Sinn, so viel zu haben, wie es in der Schweiz im Durchschnitt der Fall ist. Zudem wäre das nie für alle Menschen auf der Welt möglich.» So werde sie manchmal auch wütend, wenn sie Leute klagen höre, wie wenig sie verdienten. «Tatsächlich weniger zu haben, würde uns helfen zu verstehen, wie es für viele andere ist.»

Im Verlauf des Gesprächs kommt Sonja Krauer in den Sinn, dass sie noch eine Gitarre hat. «Occasion für fünfzig Franken online gekauft – willst du sie? Ich brauche sie nicht.» MARIUS SCHÄREN

«Die Freaks, für die Jesus attraktiv war, fehlen der Kirche»

THEOLOGIE/ Pfarrer Markus Giger spricht über seinen Passionsweg in der Seelsorge, die klösterliche Wirkung der Untersuchungshaft und die moralischen Forderungen, in denen die Kirche gefangen ist.



«Dann wären wir in der Streetchurch sehr schnell sehr einsam»: Pfarrer Markus Giger

Fühlen Sie sich manchmal gefangen?

MARKUS GIGER: Zunehmend fühle ich mich im Amt des Pfarrers gefangen. Ich werde nicht nur als Person Markus Giger wahrgenommen, sondern immer auch als Pfarrer Markus Giger. Oft rechtfertigen sich Leute ungefragt, dass sie aus der Kirche ausgetreten sind, oder Gespräche werden schnell seelsorgerisch. An Apéros oder an einem Fest achte ich inzwischen darauf, dass wir nicht zu schnell auf den Beruf zu reden kommen.

Sie wären lieber gar nicht mehr Pfarrer?

Menschen als Vertrauensperson begleiten zu dürfen, erachte ich weiterhin als Privileg. Und ich weiss, dass mir mein

Amt Türen zu Menschen und Institutionen öffnet. Aber manchmal empfinde ich es als hinderlich. Ich bin wohl gefangen in meiner eigenen Rollendefinition, wie ich als landeskirchlicher Pfarrer zu sein habe. Zudem bin ich in einem Alter, in dem ich zurück und nach vorne schaue. Ich merke jetzt, da unsere Tochter die Lehrabschlussprüfung bestanden hat, wie sehr meine Frau und ich uns übers Elternsein definiert haben. Verantwortung zu tragen, kann auch einengen.

Wann kippt das Eingebundensein in ein Gefühl des Gefangenseins?

Wenn die Erwartungen, die an mich herangetragen werden, und das, was ich

Markus Giger, 49

Der reformierte Pfarrer ist theologischer Leiter Streetchurch in Zürich. Sie bietet neben Gottesdiensten Sozialberatung, Beschäftigungsprogramme und begleitetes Wohnen an. Giger ist zudem Gefängnisseelsorger für jugendliche Straftäter. Er ist verheiratet und Vater von zwei Kindern.

geben will, nicht mehr zusammenpassen. Wenn ich nur noch den Pfarrer geben würde, statt ihn zu sein, wäre es Zeit, mich aus der Situation zu befreien.

Kann Sie Ihr Glaube aus dem Gefühl des Gefangenseins befreien?

Mir ist wichtig, meine Spiritualität zu hinterfragen. Begegnungen mit Menschen in der Streetchurch, die nicht kirchlich sozialisiert sind, haben mich verändert. Durch die oft jahrelange Begleitung von jungen Menschen mit gebrochenen Biografien musste ich mit gewissen Annahmen aus dem evangelikalen Umfeld meiner Jugend brechen. Die Menschen hier entsprechen nicht den traditionellen Erwartungen, die in vielen Kirchen an einen «guten Christen» gestellt werden.

Sind die Kirchen in ihren moralischen Vorstellungen gefangen?

Sie sind gefangen in ihren moralischen Erwartungen und damit nicht mehr frei für die Menschen, wie sie nun einmal sind. Jesus hatte etwas, das die Menschen fesselte. Er nahm jeden als wertvolles Individuum wahr und beurteilte ihn nicht aufgrund seiner Taten oder seiner sozialen Stellung. Das machte ihn für jene Menschen attraktiv, die wir heute in der Kirche kaum mehr finden: die Freaks, die Gescheiterten, die Unangepassten.

Sie vermissen den jesuanischen Geist?

Meine theologische Auseinandersetzung in den letzten Jahren hat mich zur Frage geführt: Sind wir Jesus zugehörig oder Paulus hörig? Paulus, der überragende Theologe des Urchristentums, hat in seinen Briefen den christlichen Glauben nicht nur durchdacht, sondern auch moralische Forderungen aufgestellt, die zu erfüllen für den Eintritt ins Himmelreich unabdingbar waren. Jesus aber formu-

«Ich kenne die Angst, wenn der Vater nachts nach Hause kommt, ich weiss, wie er einen anschaut. Ich fühle die Angst.»

.....

liert in den Gleichnissen und in der Bergpredigt ethische Kriterien wie etwa die Feindesliebe oder die bedingungslose Hingabe an den Nächsten. Viele Kirchen hören und hören in ihren Erwartungen an einen christlichen Lebensstil aber vor allem auf Paulus.

Woran merken Sie das?

Kürzlich hielt ich in der Streetchurch einen Input zur Recherche einer Journalistin im Rotlichtmilieu. Sie widerlegt die Mär, dass sich Frauen freiwillig prostituieren würden. Danach erzählte ein junger Mann, dass es für ihn ganz selbstverständlich sei, ins Puff zu gehen, wenn die Freundin keinen Sex mehr wolle. Trotzdem bezeichnet er sich als Christen. Bei den traditionellen Kirchgängern wären die Meinungen gemacht.

Und bei Ihnen?

Ich will nicht moralisch über diesen jungen Mann urteilen, sondern mit ihm offen und vorurteilsfrei im Gespräch bleiben. In solchen Situationen habe ich die Wahl, ob ich Jesus oder Paulus betone. Wenn wir, wie es der Apostel verlangt, alles aus der Gemeinde ausschliessen würden, die seinem moralischen Kodex nicht entsprechen, wären wir in der Streetchurch sehr schnell sehr einsam.

Aber Jesus stellt doch auch Forderungen. Oder müssen wir jetzt Prostitution bejahen, um nicht als Moralapostel zu gelten?

Ich lehne Prostitution weiterhin ab, weil sie Menschen entwürdigt. Aber ich möchte nicht mit einer moralischen Forderung an die Jugendlichen herantreten. Das bringt keinen Prozess in Gang. Vielmehr habe ich versucht, mit ihnen zu erarbeiten, wie sich der Geist Jesu zeigt. Was bedeutet sein Umgang mit Prostituierten, der sehr respektvoll war, für uns? Solche Diskussionen sind

nur möglich, wenn ich den Jugendlichen vorurteilslos begegne.

Sie sagten vorhin, Sie hätten sich in den letzten Jahren auch von eigenen moralischen Vorstellungen befreit. Von welchen?

Im Begleiten homosexueller Menschen merkte ich: Die Kirche und auch ich haben Menschen weh getan, weil wir ihre sexuelle Orientierung abgelehnt haben. Es ist leicht, mit Zitaten aus den Paulus-Briefen Homosexualität zu verurteilen. Aber was bedeutet das für Menschen, die so empfinden und Christ sein wollen? Es manövriert sie ins Abseits.

Hat sich Apostel Paulus also geirrt?

Ich glaube, wir dürfen Paulus als von Gott inspirierten Menschen sehen, der aber auch als Christ in seinen Ansichten von seiner pharisäischen Herkunft geprägt und auch – zumindest teilweise – in der strengen pharisäischen Moral gefangen blieb. Die Frage ist: Darf Paulus als Autor biblischer Schriften ein fehlbarer und damit hinterfragbarer Mensch bleiben?

Ihre Antwort lautet Ja?

Genau. Paulus vom Nimbus der Unfehlbarkeit zu befreien, hilft mir, mich konsequent an Jesus zu orientieren. Jesus ist stets unvoreingenommen auf Menschen zugegangen. Seelsorge funktioniert nur, wenn sich ein Mensch bedingungslos angenommen fühlt.

Sie sind Gefängnisseelsorger für jugendliche Straftäter. Da ist es wohl schwieriger, bedingungslos Ja zu sagen zu einem Menschen.

Natürlich ringe ich um Fassung, wenn mir jemand erzählt, wie er zwei Menschen umgebracht hat. Dieses Empfinden thematisiere ich in der Seelsorge. Möglich ist das jedoch erst, wenn ich mich so bedingungslos auf den Menschen einlasse, wie es Jesus vorgelebt hat.

Was macht die Gefangenschaft mit den Jugendlichen?

Erstaunlicherweise höre ich oft: «Es ist gut, dass ich im Gefängnis gelandet bin.» Insbesondere ein Untersuchungsgefängnis hat etwas Klösterliches. Hier hat ein Jugendlicher anfangs nicht einmal einen Fernseher, er ist viel alleine, an Wochenenden 22 Stunden am Tag. Das ist knallharte Konfrontation mit sich selbst. Darum bin ich als Seelsorger gern gesehen. Ich repräsentiere weder die Justiz, noch rapportiere ich.

Wie erleben Sie die Gespräche?

Selten ist das Delikt das erste grosse Thema. Im Zentrum steht der Schmerz über die eigene Vergangenheit, beispielsweise wenn jemand vom Vater jahrelang geschlagen wurde. Solche Erfahrungen brechen in der Haft regelrecht aus den jungen Menschen heraus.

Darüber zu reden, befreit?

Die Befreiung liegt im Geheimnis des Mitleidens. Ich bin überzeugt, dass man am Leid eines Menschen nur dann wirklich Anteil nehmen kann, wenn man Ähnliches erlebt hat. Viele junge Leute, die ich begleite, haben schwierige Beziehungen zu ihren Vätern, die oft mit Alkohol Probleme hatten. Mein Vater war auch Alkoholiker. Ich kenne die Angst, wenn der Vater nachts heimkommt, ich weiss, wie er einen anschaut. Ich fühle die Angst. Das ist es, was viele, die mir von ihren schlimmen Erfahrungen erzählen, als befreiend erleben. Denn ich weiss, wie es ist, unter solchen Umständen zu überleben. Darum bin ich heute einverstanden mit meiner Jugend.

Inwiefern?

Ich warf Gott lange vor, dass ich zu Hause zwanzig Jahre leiden musste. Heute verstehe ich, dass ich von Jesus gerufen bin, den Karfreitag der Menschen in der Welt, also ihr Leid, zu teilen. Aber ich tue es aus der Hoffnung von Ostern her. So konnte ich meine Geschichte akzeptieren. Kreuz und Auferstehung Jesu sagen uns: Leiden wird durch Mitleiden überwunden. Ein Neuanfang ist möglich.

INTERVIEW: FELIX REICH UND SABINE SCHÜPBACH

Trotz allem ganz entspannt

KIRCHENTAG/ Fünf Tage lang jagte Christina Aus der Au durch Berlin, sprach mit den Mächtigen der Welt und wirkte trotzdem ganz erlöst.

«Die Christen müssten mir erlöster aussehen», zitiert Christina Aus der Au den Religionskritiker und Pfarrersohn Friedrich Nietzsche. Der Beifall von 1500 Besucherinnen und Besuchern in Halle 20 auf dem Berliner Messegelände ist ihr gewiss. Ganz entspannt im Hier und Jetzt wandelte die Schweizer Kirchentagspräsidentin Ende Mai fünf Tage lang durch den grössten Christentreff Deutschlands. Jede Minute von ihr war in ein brutales Zeitkorsett gepresst. Immer war Aus der Au begleitet von ihrer Assistentin, einer Zeitaufpasserin, die darauf achtete, dass sie den Kirchentag-VW-Bus besteigt, um rechtzeitig zu Empfängen von CDU und SPD zu gelangen, zu Zeitungsredaktionen und Fernsehstudios und natürlich zu all den unzähligen Veranstaltungen beim Kirchentag, welche die Präsidentin eröffnete, moderierte oder selbst bestritt.

ADRENALIN UND DOPAMIN. Trotz Schlafdefizit, trotz Termin-Marathon, wirkt die Kirchentagspräsidentin entspannt, ja ein bisschen sogar erlöst. «Mir helfen dabei Adrenalin, Koffein und vor allem Dopamin, die Glückshormone», erklärt sie am Stand der Zürcher Landeskirche auf dem Gendarmenmarkt. Kirchentag sei wie eine Hochzeit, ein Fest, das den kirchlichen Alltag mit Strukturreform, Sitzungen und wenig inspirierenden Salbdereien sprengt. Und das Hochzeitsbild verstärkt sie noch am Telefon: «Wenn man frisch verliebt ist, braucht man auch keinen Schlaf.»

Wie aber hat die Liebschaft mit dem Kirchentag begonnen? Sie war die Frau, die von ihren Studien her an der Schnittstelle von Naturwissenschaft und Theologie mitdiskutieren konnte. Sie wusste Fragen zu beantworten wie: «Wohnt Gott im Hirn?» So gelangte die Frau mit der asymmetrischen Frisur, dem Piercing in der Nase und dem verschmitzten Lachen in den Vorstand des Kirchentags. Als 2017, zum Jubiläumsjahr der Reformation, feststand, dass es keine Lutherfestspiele geben sollte, fiel der Blick auf sie. Eine Frau, eine reformierte Schweizerin, erschien als glückliche Wahl.

KEIN LAHMER KIRCHENSPRECH. «Das ist sozusagen die Schweizer Antwort für meine Wahl», sagt Christina Aus der Au mit einem Augenzwinkern. Sie bescheiden geben und nicht von eigenen Fähigkeiten reden, sei halt die Schweizer Art. Ihre «deutsche Antwort» klingt selbstbewusster: Ihre wissenschaftliche Kompetenz, ihr Naturell, auf Menschen



Christina Aus der Au mit Prominenz: mit Angela Merkel, Barack Obama und Heinrich Bedford-Strohm



Christina Aus der Au, 50

Die gebürtige Frauenfelderin hat Philosophie und Theologie studiert. Seit 2009 ist sie Privatdozentin für Systematische Theologie und Dogmatik an der Theologischen Fakultät der Universität Basel. Sie präsidierte den 36. Deutschen Evangelischen Kirchentag 2017 in Berlin und Wittenberg.

zuzugehen – das alles habe sie fürs hohe und unbezahlte Ehrenamt qualifiziert. Dann setzt sie nach: Auch am Mikrophon sollte nicht lahmer Kirchensprech abgeliefert werden, sondern man sollte lebendig reden, «sodass es alle verstehen und nicht nur Theologinnen und Theologen».

MIT RESPEKT STATT ANGST. Das musste sie gleich am Tag zwei nach dem abendlichen Eröffnungsgottesdienst vor der grandiosen Kulisse hinterm Brandenburger Tor beweisen. Die Fanmeile der Deutschen, die Strasse des 17. Juni, füllte sich vor dem Top-Act des Kirchentags – dem Gespräch von Kanzlerin Angela Merkel mit dem populären Polit-Pensionär Barack Obama – mit Zehntausenden von Besuchern.

Bei allem Selbstbewusstsein kennt Christina Aus der Au auch die Abgründe, in die das narzisstische Ego einen führen kann. Sie bekennt vor dem Massen-Auditorium: «Auch wenn wir im Namen christlicher Nächstenliebe handeln, tun wir das letztlich nur für unseren eigenen Vorteil.» Gleich danach wechselt sie in die Rolle der Moderatorin gegenüber dem ehemaligen US-Präsidenten Obama und Kanzlerin Merkel. Warum aber kam

bei Aus der Au keine Spur von Nervosität auf? Immerhin sprach sie mit dem einst mächtigsten Mann und der aktuell mächtigsten Frau der Welt. Aus der Au antwortet lakonisch: «Das ist doch urreformatorisch – jedem Menschen mit Respekt, aber ohne Angst zu begegnen.»

Nach dem Sprint durch Kirchen, Parteizentralen und Bühnen legte sie schlussendlich ihre Rolle als Kirchen-

«Das ist doch urreformatorisch, jedem Menschen mit Respekt, aber ohne Angst zu begegnen.»

CHRISTINA AUS DER AU

tagspräsidentin befreit ab. Nach dem Schlussgottesdienst schlenderte Aus der Au in Wittenberg mit Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier, den sie von der Arbeit im Kirchentagsvorstand gut kennt, entspannt über eine Wiese. «Am Ende unseres Rundgangs musste er ins Auto einsteigen, gut bewacht von Bodyguards und mit der engen Agenda eines Bundespräsidenten. Während ich erleichtert die wiedergewonnene Freiheit geniessen kann.» **DELFBUCHER**

KINDERMUND



ILLUSTRATION: RAHEL NICOLE EISENING

VON TIM KROHN

Krach, Dreck und Wut – Weihnachten auf Australisch

Als ich heute in den Garten kam, um den Bohnen eine Rankhilfe zu geben, machte Bigna sich in der Igel-Ecke zu schaffen. Dort lagerte ein Haufen Schnittholz. «Pass auf die Brennesseln auf», rief ich ihr zu, doch sie stapfte zielstrebig ins Dickicht und zerrte unseren alten Weihnachtsbaum hervor. Er war tot, alle Nadeln abgefallen, ein paar Goldfäden mit Resten von Staniolpapier und etwas Kerzenwachs machten ihn noch trostloser.

Sie schleppte ihn auf den Kartoffelacker. «Wozu brauchst du den?», fragte ich und half, den Fuss so einzugraben, dass der Baum stand. «Um Weihnachten zu feiern natürlich», antwortete sie. «Ende Juni?», wunderte ich mich.

Doch Bigna hatte keine Zeit, mit mir zu diskutieren. Sie stieg auf den Eimer mit der Brennesseljauche, beugte sich übers Kompostgitter und wühlte im Küchenabfall (fast fiel sie hinein). Sie sammelte Apfel-, Bananen- und Gurkenschalen, Fenchelkraut, faule Kirschen mit Stiel und Rhabarberfäden, um damit den Baum zu schmücken. Sie bewarf ihn mehr, als dass sie ihn behängte, auch einen Regenwurm und zwei Nacktschnecken platzierte sie auf seinen Ästen.

«Ich weiss nicht, was das mit Weihnachten zu tun hat», bemerkte ich vorsichtig. «Gefällt er dir nicht?», fragte Bigna herausfordernd. «Wenigstens ein paar Kerzen sollte er haben», fand ich und bot an, im Haus welche zu holen. «Schliesslich ist Weihnachten das Fest des Lichts.» – «Sieh mal hoch», forderte sie mich auf. Wie meist bei uns war der Himmel tiefblau, die Sonne strahlte. «Ausserdem», sagte sie, «feiern auch die Australier im Sommer Weihnachten.» Dagegen konnte ich wenig sagen, und so widmete ich mich erneut den Bohnen. Erst als sie aus voller Kehle «Quai da not, soncha not» krächte, schrie ich gegen den Lärm an: «Auf Deutsch heisst es Schlaf in himmlischer Ruh.» – «Auf Romanisch auch», brüllte sie zurück, obwohl sie ja nun nicht mehr sang und nur ein paar Schwalben zu hören waren und eine Kröte, die in unserem Abwasser-schacht wohnte.

Ich pflückte ein paar Erdbeeren, teilte sie mit ihr und erklärte dann: «Für mich hat Weihnachten mit Stille zu tun, mit Reinheit und innerer Ruhe. Deshalb ist der Schnee so wichtig.» – «Die Australier haben aber nun mal keinen Schnee», antwortete Bigna mit funkelndem Blick. «Sollten sie deshalb keine Weihnachten haben? Im Sommer hat Weihnachten mit Krach zu tun, mit Dreck und Wut. Das ist auch wichtig. Hast du ein Feuerzeug? Dann zünden wir jetzt den Baum an.»

Die Autoren Tim Krohn und Richard Reich schreiben für reformiert. in alternierender Reihenfolge.

JESUS HAT DAS WORT



Lukasevangelium 10,16

Wer euch aufnimmt, nimmt mich auf, und wer mich aufnimmt, nimmt den auf, der mich gesandt hat.

Mit dieser Ermutung sandte Jesus seine galiläischen Freunde als Wanderprediger aus. Sie sollten wie er den Anbruch des Reiches Gottes aufzeigen, das also, Was-von-Gott-her-am-Werden-ist.

Dieser Ausspruch Jesu findet sich in Variationen in allen vier Evangelien: Was die Jünger tun, ist ein Weiterwirken dessen, was Jesus tut und was letztlich Gottes Absicht entspricht. Dieser ist schliesslich der «Sender», der als ein liebevoll Suchender den Menschen nachgeht. Dieser Vers gibt Einblick in das Selbstverständnis Jesu. Er sah sich als Mittler

zwischen dem göttlichen und dem menschlichen Bereich. Er fühlte sich zum «Grenzgänger» berufen, der seinen Zeitgenossen durch sein Dasein, Tun und Reden Gotteserfahrung ermöglichte: «Selig die Augen, die sehen, was ihr seht» (Lk 10,23). Jesus trat als der «anschauliche Gott» auf, er repräsentierte all die Eigenschaften, die im Judentum zentral mit Jahwe verbunden wurden: Gott ist barmherzig, gnädig, langmütig, gütig und treu (Ex 34,6).

Jesus drückte mit seiner ganzen Person seinen so verstandenen Auftrag aus; in den drei dichten Jahren seines öffentlichen Wirkens bewegte er sich wie einer, der an Gottes Stelle handelt. Aus dieser Unmittelbarkeit zu Gott leitete er aber kein übersteigertes Selbstbewusstsein ab, er verfiel keinem Narzissmus. Im Gegenteil, er musste es aushalten, mit diesem ungemein hohen Anspruch mehr Anstoss zu erregen als Zustimmung zu erhalten. An ihm schieden sich die Geister.

Aus diesem Vers spricht die grosse Selbstbescheidung und Zurückhaltung Jesu. Er suchte weder besondere Hoheit noch Verehrung, vielmehr bevollmächtigte er seine Anhänger, wie er selber tätig und wirksam zu sein. Auch sie sollten «Gott zur Welt bringen», die Menschen heilen, versöhnen und befreien. Jesus sah sich nicht als der Besondere oder Ausschliessliche, eher als exemplarischer Gesandter mit Schneeballeffekt.

Die nächste (Theologen-)Generation verstand Jesus auch als Mittler, aber sie rückte seinen Tod und die Auferstehung ins Zentrum. In der ursprünglichen Überlieferung nimmt Jesus diese Mittlerrolle bereits allein durch sein Dasein ein. Die sogenannte «Quelle Q» der galiläischen Wanderprediger überliefert Jesu Botschaft und Wirken authentischer als jede später formulierte Christus-Lehre. Sie lautet schlicht: Gott ist nah und erfahrbar, du kannst dich auf ihn einlassen. Dann lebt er in dir als Lebensbejahung und Liebeskraft. **MARIANNE VOGEL KOPP**

JESUS HAT DAS WORT. Jesus lebte und verkündete das «Reich Gottes», die Welt, wie sie sein kann und soll. Er wollte gehört, nicht geglaubt werden. Seine Botschaft vom Heil für alle lässt bis heute aufhorchen. (reformiert.) zitiert Jesusworte und denkt darüber nach. Mehr zum Konzept unter www.reformiert.info/wort

Wieder liberaler in die Zukunft

BERN/ Uns interessiert die Zukunft, sagen die liberalen Reformierten. Der alte Verein pilgert zum Reformationsjubiläum in verschiedene Ecken der Bundesstadt.

Der Pilgerweg sei kinderwagentauglich – und «es hat in diesem Stadtteil auffallend viele Kinderspielplätze». Diese Beschreibung kommt eher unerwartet in einem Flyer zu einem Pilgeranlass. Für Libref, die liberalen Reformierten, ist sie aber wichtig. «Das Liberale ist so etwas wie ein Spielplatz der Möglichkeiten», sagt Res Peter. Der Pfarrer des Zürcher Neumünsters ist Vorstandsmitglied beim «schweizerischen Verein für freies Christentum», wie Libref früher hiess, und Mitorganisator der Pilgertage zum Reformationsjubiläum.

UMFASSENDE FÜHRER. Bei diesem ersten Pilgern in Bern am kommenden 19. August soll es nicht bleiben: Weitere

Tage sind in den Jahren 2018 bis 2022 geplant. Insgesamt wollen die liberalen Reformierten an sechs Tagen 95 «Themenpunkte» erpilgern – entsprechend den 95 Thesen Martin Luthers. Mit dem Pilgerprogramm in den verschiedensten Ecken Berns entstehe «der umfassendste Gotteshausführer» der Bundesstadt, behauptet Stephan Marti. Das Gegenteil müsse man ihm erst beweisen, sagt er mit Schalk in den Augen. Die Verteilung auf mehrere Tage und Jahre begründet er einleuchtend: «Die Reformation fand schliesslich auch nicht an einem Tag statt. In der Schweiz etwa begann sie erst 1519 mit dem Wirken Ulrich Zwinglis.»

Marti sitzt ebenfalls im Libref-Vorstand und ist als ehemaliger Bümplizer

einer der Drahtzieher der Pilgertage. Für ihn stecken allein im ersten Pilgertag im August viele zentrale Themen der Liberalen. Obwohl sie zwar das Jubiläum begingen, betont Stephan Marti: «Wir wollen nicht zurückschauen, was in Bern vor 500 Jahren war. Uns interessiert, was in Zukunft geschieht.» Bern als Stadt der vielen Brücken sieht er dafür prädestiniert, denn das sei ein Anliegen der Liberalen auch in Zukunft: «Wir verbinden und bauen Brücken.» So begründet er auch den Start zum Pilgern am 19. August bei der Kappellenbrücke.

ZENTRALE ERFAHRUNGEN. Die weiteren Stationen und viele Gedanken dazu beschreibt und bebildert Marti ausführlich auf der Website von Libref – oder auch Proref, für «progressiv reformiert». Das Spielerische schimmert in diesen Beschreibungen deutlich durch. Für den Pfarrer Res Peter ist dieses Merkmal der Liberalen wichtig: «Aus unserer Sicht darf man alles sagen. Alle sind bei uns willkommen. Wir hören hin, wir nehmen auf, gehen auf die Bedürfnisse ein.» Auch in seiner Arbeit gehe er von der Erfahrung der Leute aus. Das heisse aber nicht, dass er zu allem Ja und Amen sage: «Ich bin Übersetzer im Glauben, offen und kritisch, und dabei vertrete ich auch meine Standpunkte.»

Peter und Marti verbergen nicht, dass es Libref auch um Aufmerksamkeit geht. Der vormalige Verein für freies Christentum hat eine lange Geschichte.



Stephan Marti (links) und Res Peter vor dem Pilgergebiet Tscharnergut

1871 wurde er gegründet, um eine Bekenntniserneuerung und freiere Formen der Liturgie zu erwirken, heisst es auf der Website. Um 1920 war der Verein mit Sektionen in zahlreichen Städten vertreten. Heute fehlen engagierte Mitglieder. «Viele unserer Anliegen werden auch von anderen Gruppierungen abgedeckt», sagt Res Peter. Dabei sollte man das Liberale in allen Religionen stärken, findet er. «Auch die Muslime müssten eine Aufklärung durchmachen, so schmerzhaft das wäre.» Den Weg dazu sehen die Liberalen in Offenheit und Dialog. Das wollen sie an den Pilgertagen pflegen – zusammen mit möglichst vielen Menschen. **MARIUS SCHÄREN**

Pilgerstrecke Bern-West

Am 19. August startet die Pilgerwanderung von Libref um 9 Uhr morgens bei der Kappellenbrücke. Über Gabelbach, Bethlehem, das Tscharnergut und Bümpliz geht es bei unterschiedlichsten Kirchen vorbei bis zum Haus der Religionen.

www.proref.ch

marktplatz.

INSERATE:
info@koemedia.ch
www.koemedia.ch
Tel. 071 226 92 92



Wochenende für Verwitwete,
für trauernde Partnerinnen und Partner

Samstag/Sonntag, 11./12. November 2017
im Parkhotel Gunten am Thunersee

Auskunft und detaillierte Unterlagen:
Christine Mühlematter, 033 654 49 83
079 295 30 88 / chmuefa@bluewin.ch

Lehrgang in Palliative Care



Schwerkranke und sterbende Menschen begleiten?

8-tägiger Lehrgang für Angehörige und freiwillig Tätige

«Im Lehrgang habe ich einfach umsetzbare Tipps erhalten, wie ich Schwerkranke und Sterbende unterstützen sowie begleiten kann»

Uschi Binder, pflegende Angehörige

Nächster Beginn: 1. 9. 2017

Mehr Infos und Anmeldung:
www.srk-bern.ch/passage

SRK Kanton Bern, Bildung SRK
Bernstrasse 162 | 3052 Zollikofen
Tel. 031 919 09 19 | bildung@srk-bern.ch

Schweizerisches Rotes Kreuz
Croix-Rouge suisse
Kanton Bern - Canton de Berne



Kurse und Weiterbildung

Freiwilligenarbeit

Freiwillige finden via «benevoljobs.ch»

Forum Freiwilligenarbeit: Einführung ins Werben mit der Online-Plattform

19.10.2017, 08.45–12.00 Uhr

Haus der Kirche, Altenbergstrasse 66, Bern

Anmeldeschluss: 09.10.2017

Fachtagung zum Kirchensonntag 2018

Unsere Geschichten erzählen

16.09.2017, 09.00–17.00 Uhr

Campus Muristalden, Bern

Anmeldeschluss: 31.08.2017

Kirchgemeinderat

Projekte in Kirchgemeinden durchführen

Projektmanagement in Theorie und Praxis

28.08., 18.09., 27.11.2017, 17.30–20.00 Uhr

Haus der Kirche, Altenbergstrasse 66, Bern

Anmeldeschluss: 15.08.2017

Programme und Anmeldung

www.refbejuso.ch/bildungsangebote,

kursadministration@refbejuso.ch

Reformierte Kirchen Bern-Jura-Solothurn

Altenbergstrasse 66, 3013 Bern,

Telefon 031 340 24 24

Basismodul: Neu im Kirchgemeinderat

(mit computergestützter Vorbereitung)

Einführung in die Aufgaben, Verantwortlichkeiten und Kompetenzen

21.10., 04.11.2017, 09.00–17.00 Uhr

31.10.2017, 18.00–21.00 Uhr

Kirchgemeindehaus, Spiez

Anmeldeschluss: 29.09.2017

Regionale Entwicklung

Mit dem E-Bike von Kirche zu Kirche

Natur und Kirchen-Kultur geniessen im regionalen Naturpark Gantrisch – geführt von erfahrenen Guides und kenntnisreichen Kirchenführer/innen.

15.09.2017, 09.45–17.45 Uhr

Bei schlechten Wetterverhältnissen möglicherweise Absage am Vorabend der Veranstaltung

Start und Ziel: Burgistein-Station

Anmeldeschluss: 08.09.2017

www.gantrisch.ch/natur/veranstaltungen-natur.html



Reformierte Kirchen
Bern-Jura-Solothurn
Eglises réformées
Berne-Jura-Soleure



Horizonte weiten

Migration als Herausforderung

Dem Fremden nahe kommen

Mit Mario Erdheim, Sr. Anni Reinhard, Fana Asefaw, Roland Luzi u.a.

Samstag, 30. September 2017
10.00–16.30 h, Basel

www.mission-21.org/horizonte



TELEFON • CHAT • MAIL

Tel. 143
Die Dargebotene Hand
www.143.ch
PC 60-324928-2



Die Meere und ihre Bewohner sind stark bedroht

JETZT HELFEN



www.friedwald.ch
Baum als letzte Ruhestätte
70 Anlagen in der Schweiz
052 / 741 42 12

Fetzen flogen zwar keine, aber an der Disputation zum Reformationsjubiläum in einer katholischen Kirche hatten durchaus Differenzen Platz.

TÄGLICH AKTUELL
www.reformiert.info/news

LESERBRIEFE

REFORMIERT. 7/2017

FRONT/MIGRATION. «Diese Tradition ist des Teufels»

HALBHERZIG

Mädchenbeschneidung ist schwere Körperverletzung und muss bestraft werden. Doch was, wenn die Eltern sagen, Grosseltern hätten das im Ausland heimlich «erledigt» ohne ihr Mitwissen? Man hätte die Grauzonen vermindern können, indem die Eltern ausdrücklich in die Verantwortung genommen worden wären: «Eltern sind verpflichtet, ihre Mädchen vor Genitalverstümmelungen zu schützen.» Wichtig wäre es, in der Schweiz das Modell aus Frankreich einzuführen. Dieses sieht vor, dass JEDES KIND mit vier Jahren ärztlich untersucht wird. So wird das Verstümmelungsverbot zugunsten der Mädchen lückenlos durchgesetzt. Zu widerhandlungen werden mit unbedingter Haftstrafe geahndet, und das ist bekannt in der muslimischen Bevölkerung.

ALEX BAUERT, BERN

UNVOLLSTÄNDIG

Thomas Illis Kommentar zur Genitalverstümmelung nennt die Dinge beim Namen: Gewalt, Verstümmelung, unermessliche Qualen, kein normales Sexualleben. Daneben im Artikel wird in verharmlosender Weise geschrieben von Beschneidung, Wunden und vom Einstechen oder Entfernen der Klitoris-Vorhaut. Damit verschweigt man, dass bei so genannten «Beschneidungen» auch die Klitoris heraus-



PHOTO: KESTONE

Mädchenbeschneidung

geschnitten und die Vulva bis auf eine kleine Öffnung zugenäht wird – selbstverständlich alles bei Wachheit des Opfers und miserablen hygienischen Verhältnissen. Es gibt kaum Worte, die drastisch genug sind, um eine so ungeheuerliche Gewalttat und ihre Folgen zu beschreiben. Auch wenn es im Artikel primär um das Thema Migration geht und nicht um Genitalverstümmelung, sollen die Dinge beim Namen genannt und nicht durch Unvollständigkeit verharmlost werden.

ELISABETH SCHLATTER, DACHSEN

REFORMIERT. 7/2017

HINTERGRUND/ORGANSPENDE. «Die Negativliste geht manchen zu weit»

INKONSEQUENT

Ich akzeptiere jede Entscheidung, ob man seine Organe nach dem Tod spenden möchte oder nicht. Konsequenterweise müsste dann aber entsprechend auch der Entscheidung gleich ausfallen, wenn man selber von einer Organtransplantation profitieren will, wenn dies notwendig wäre. Von dem her ist die «Contra»-Meinung von Herr Herrmann leider für mich inkonsequent. Die Verfügbarkeit von Organen würde steigen, wenn bei zwei möglichen, gleichwertigen Empfängern jener bevorzugt würde, der sich zuvor für die Organspende ausgesprochen hat. Und noch was: Auf Organe aus dem 3D-Drucker zu hoffen, ist heute und in den nächsten Jahrzehnten leider naiv.

AMADEO VERGÉS, BONSTETTEN

REFORMIERT. 6/2017

FRONT. Der katholische Blick auf die feiernden Reformierten

ERSTAUNLICH

Es erstaunt schon, dass ausgerechnet im Jubiläumjahr der Reformation ökumenische Fragen fast überall als Hauptanliegen der beiden christlichen Bekenntnisse dargestellt werden und das Trennende kaum thematisiert wird. Dabei sind es die Unterschiede, die es ausmachen. Sie sollen weder von den Protestan-

ten noch von den Katholiken in Zweifel gezogen oder aufgegeben werden, sind sie doch die konstitutiven Elemente des jeweiligen Bekenntnisses.

MARKUS MINDER, MURI

REFORMIERT. 5/2017

LEBEN UND GLAUBEN. Raus aus dem Friedhofgarten

REVOLUTIONÄR

Mit Interesse habe ich den Artikel und auch das Buch von Josef Hochstrasser gelesen. Vielem kann ich zustimmen. Als gläubige Christin, die keiner Kirche angehört, muss ich dennoch einige kritische Gedanken äussern. Wenn Jesus von Nazareth nur Humanist gewesen wäre, hätte er kaum bis heute jene revolutionäre Kraft, die ihm Josef Hochstrasser doch zutraut! Blosser Humanismus als biblische Botschaft – das greift hier eindeutig zu kurz! Ich glaube, dass der Mensch Jesus bei seiner Taufe am Jordan die göttliche Autorität erhalten hätte. Dies befähigte ihn für seinen Weg in Wort und Tat, das heisst die Verkündigung der bedingungslosen Liebe Gottes für alle Menschen. Wo diese Nachfolge im Alltag konkret gelebt wird, wirkt die Botschaft heute noch. Wer das wagt, wird bald merken, dass eine humanistische Gesinnung nicht ausreicht. Dazu ist Gottes Hilfe nötig und das Vertrauen auf Jesus.

MADELEINE MÜLLER, HASLIBERG

UNBEFRIEDIGEND

Danke, dass Sie Josef Hochstrassers Buch vorgestellt haben. Meine Lust, es selber zu lesen, ist nämlich gering. Denn mit Hochstrasser kommt mir einer von denen entgegen, die jetzt Hochkonjunktur haben; einer, der weiss, wo Gott hockt (jedenfalls nicht in «der» Kirche ...). Und die andern wissen es nicht. Sie wissen nicht, dass die Kirche kraftlos schläft, dass sie von Funktionären und Geistlichen geprägt ist, denen das innere Feuer fehlt und die in einer weltfremden Sprache einen blutleeren Christus verkündigen. Zack! Da sagt's aber einer! Hochstrasser missachtet, dass auch andere sich Sorgen machen, Zustände analysieren, Auswege suchen. Seit es die Kirche gibt. Er missachtet den hartnäckigen Glauben und das aufrichtige Engagement von Menschen guten Willens in der Kirche. Seine Thesen bewirken kaum etwas Vernünftiges. Die einen werden sagen: Er übertreibt. Und gehen treu ihre Spur weiter. Die andern: Ich hab's schon immer gewusst und werden wie bisher die Kirche links liegen lassen. Und Jesus ziemlich sicher auch.

CHRISTIAN BADER, BELLACH

IHRE MEINUNG INTERESSIERT UNS. Schreiben Sie an: redaktion.bern@reformiert.info oder an «reformiert.», Gerbergasse 23, 3000 Bern 13

Über Auswahl und Kürzungen entscheidet die Redaktion. Anonyme Zuschriften werden nicht veröffentlicht.

AGENDA

VERANSTALTUNGEN

Hörspiel. In fünf verschiedenen Hörspiel-Szenen in die Welt der Reformation vor 500 Jahren eintauchen. «Hör-Bar», täglich von 8.00–18.00, Kirche Kleinhöchstetten, Kleinhöchstetten 121, Rubigen

Rundgang. Ein Rundgang nimmt Besucherinnen und Besucher in Geschichten, Bildern und Texten mit auf eine Reise durch die Reformation. Rundgang, **2.–5. August, sowie 8.–10. August**, jeweils 14.00–17.00, reformiertes Kirchgemeindehaus Nidau. Mittwoch, **2. August**, 16.00: Gesprächsrunde mit Pfarrer Renato Maag. Anschließend Grillabend im Garten.

Pilgern. Nachwanderung von Spiez oder Krattigen nach Ralligen mit Pius Freiermuth. Pilgernacht auf dem Thunersee-Pilgerweg, Samstag und Sonntag, **5. & 6. August**. Start: 12.15, Bahnhof Spiez. Kosten: Fr. 20.–. Anmeldung bis zum 2. August an: pius.freiermuth@gmx.ch

Ausstellung. Die Künstlerin Marianne Hostettler zeigt ihre Acrylarbeiten auf Holz, Karton und Metallziegel. Kunstausstellung, «Medizinfrauen und ihre Orte», **12.–20. August**, 15.30–17.30, Schloss Jegenstorf. Montag jeweils geschlossen. Vernissage, Freitag, **11. August**, 17.00–20.00 mit Musik

Abendmusik. Der Berner Organist Daniel Glaus spielt zusammen mit der Mezzosopranistin Claude Eichenberger Stücke von Brahms, Janacek und Mahler. Konzert im Berner Münster: Dienstag, **15. August**, 20.00. Eintritt: Fr. 30.–. Konzerteinführung durch die auftretenden Künstler, 19.15 auf der Orgelempore

Tagespilgern. Auf dem Jakobsweg von Fribourg nach Posat in einem Tag pilgern. Tagespilgern, Donnerstag, **17. August**. Besammlung: 07.40 in der Schalterhalle im Bahnhof Biel. Tagesstrecke 14 Kilometer / 3.5 Stunden Gehzeit. Kosten: Fr. 20.–. Anmeldung bis am 10. August unter 032 341 88 11

Open-Air. Trommelkunst für Ohr und Auge bieten drei Formationen am Tambouren-Open-Air, Freitag, **18. August**, 20.30, Kloster-

TIPP



Blick auf drei Jahrhunderte

PHOTO: BERNISCHES HISTORISCHES MUSEUM / CHRISTINE MOOR

AUSSTELLUNG

Einblicke in Geschichte und Gegenwart der Freimaurerei

Vor 300 Jahren, im Juni 1717, wurde in London die Freimaurerloge gegründet, um die sich seither Geheimnisse und Gerüchte ranken. Die Ausstellung «Top Secret» im Bernischen Historischen Museum bringt Licht in den mysteriösen Geheimbund. Rund um die Jubiläumsschau finden im August auch Konzerte und Podiumsdiskussionen statt.

TOP SECRET – DIE FREIMAUERER. Noch bis zum 3. September 2017 im Bernischen Historischen Museum, Helvetiaplatz 5, Bern, Öffnungszeiten: Dienstag bis Sonntag, 10.00–17.00, Montags geschlossen, www.bhm.ch

ruine Rüeggisberg, Eintritt: Fr. 15.– www.klostersommer.ch

Familienfest. Strättligen-Markt, Samstag, **19. August**, 10–17, Johanneskirche Thun. Jubiläum 50 Jahre Johanneskirche mit ökumenischem Leistungsdienst begleitet vom Akkordeon Orchester Thun, Sonntag, **20. August**, 9.30, Johanneskirche Thun

Vortrag. Ueli Greminger, Pfarrer an der Kirche St. Peter in Zürich referiert über Sebastian Castello, der sich im 16. Jahrhundert für religiöse Toleranz engagierte. Vortrag, Montag, **21. August**, 19.30, Kirchgemeindehaus Thun, Frutigenstrasse 22

Kinder. «Feyerei» wie zur Reformationszeiten. Ein Spielnachmittag für Kinder zum Thema Mittelalter und Reformation. Montag, **21. August**, 16.00–19.00, in der Bibliothek im Haus der Kirche, Altenbergstrasse 66, Bern. Anmeldeschluss: 14. August, katechetik@refbejus.ch

Referat. Die Kuratorin für Gegenwartskunst Kathleen Bühler spricht über zeitgenössische chinesische Kunst als Herausforderung für den europäischen Kunstbegriff. Gesprächsabend

«Aufbrüche im Reich der Mitte – Chinas neue Rolle», Mittwoch, **23. August**, 19.00, Heiliggeistkirche Bern

Tagung. Am diesjährigen Kirchenbautag stehen konkrete Beispiele von Kirchen- und Klosterumnutzungen im Zentrum. Zweiter Schweizer Kirchenbautag, Freitag, **25. August**, 09.15–17.45, Audimax im Hauptgebäude der Universität Bern. Anmeldung bis am 18. August unter 031 631 33 83. Tagungsgebühr: Fr. 70.–, Studierende gratis

Reportagen. Im Sport, in der Pflege, in der Profi-Küche: Überall sind Teams am Werk. Nur wenn alle auf einer Wellenlänge sind, harmoniert der Chor und landet der Ball im Tor. Dabei sind Teams oft sehr unterschiedlich religiös. Wie etwa managt ein hinduistischer Pflegedienstleiter sein multireligiöses Team? Wie integriert man die verschiedenen Fasten- und Feiertage im Teamalltag? Wie viel Geist braucht es in einem Team? Antworten zu diesen Fragen in der interreligiösen Reportage-Serie «Team-Geist». Immer Sonntags im August, ab 8:08, in der Sendung «Blickpunkt Religion» auf Radio SRF 2 Kultur

reformiert.

Impressum

«reformiert.» ist eine Kooperation von reformierten Mitgliederzeitschriften und erscheint in den Kantonen Aargau, Bern-Jura-Solothurn, Graubünden und Zürich. www.reformiert.info

Gesamtauflage: 708 050 Exemplare

Redaktion

AG Anouk Holthuizen (aho), Thomas Illi (ti)
BE Hans Herrmann (heb), Katharina Kilchenmann (ki), Nicola Mohler (nm), Marius Schären (mar)
GR Rita Gianelli (rig), Reinhard Kramm (rk)
ZH Christa Amstutz (ca), Delf Bucher (bu), Sandra Hohendahl-Tesch (tes), Vera Kluser (vk), Felix Reich (fmr), Stefan Schneider (sts), Sabine Schüpbach (sas)

Blattmacher: Hans Herrmann/Felix Reich
Layout: Susanne Kreuzer (Gestaltung), Maja Davé (Produktion)
Korrektur: Yvonne Schär

reformiert. Bern | Jura | Solothurn

Auflage: 338 552 Exemplare (WEMF)
Herausgeber: Verein reformiert. Bern | Jura | Solothurn
Präsident: Lorenz Wacker, Kirchberg
Redaktionsleitung: Hans Herrmann
Geschäftsleitung: Manfred Baumann

Redaktion und Verlag

Postfach 312, 3000 Bern 13
Redaktion:
Tel. 031 398 18 20, Fax 031 398 18 23
redaktion.bern@reformiert.info
Verlag:
Tel. 031 398 18 30, Fax 031 398 18 23
verlag.bern@reformiert.info

Abonnemente und Adressänderungen

Merkur Druck AG | Langenthal | Burgdorf
Gaswerkstrasse 56, 4900 Langenthal
Tel. 062 919 15 16, Fax 062 919 15 55
abo.reformiert@merkurdruck.ch

Einzelabos (12 Ausgaben/Jahr): Fr. 20.–

Druckvorstufe Gemeindebeilagen

Merkur Druck AG | Langenthal | Burgdorf
reformiert@merkurdruck.ch

Inserate

Koedia AG, St. Gallen
Tel. 071 226 92 92, Fax 071 226 92 93
info@koedia.ch, www.koedia.ch

Inserateschluss Ausgabe 9/2017

2. August 2017

Druck: Ringier Print AG, Adligenswil



TIPPS



Manuel Bauer



Regula Stucki



Wimmelnde Weltreligionen

PHOTO: ZVG

BERICHT

VON DER LIEBE ZU EINEM BEHINDERTEN KIND

Manuel Bauers Sohn Yorick hat täglich epileptische Anfälle, kann nicht sprechen und braucht viel Unterstützung, die er vor allem von seinen Eltern bekommt. Bauer erzählt vom strengen Alltag und der Liebe, die in der Randzone der perfektionierten Leistungsgesellschaft gedeiht. **K1**

BRIEF AN MEINEN SOHN. Manuel Bauer, Limmat Verlag 2017, Fr. 18.–, www.limmatverlag.ch

ERLEBNISBUCH

UNTERWEGS MIT DOKTOR TRALLALA

Als Dr. Trallala besucht Regula Stucki Kinder am Krankenbett. In ihrem Buch erzählt die Spitalclownin von ihren Rundgängen, von heiteren Begegnungen und ungewöhnlichen Lebensgeschichten. Von tapferen Patienten, mutigen Eltern und unvermeidlichen Fettnäpfchen. **K1**

TRÄNEN LACHEN. Erlebnisse eines Spitalclowns. Regula Stucki, Lokwort Verlag 2016, Fr. 19.80, www.lokwort.ch

BILDERBUCH

WIMMELBILDER ZU DEN WELTRELIGIONEN

Die Illustratorinnen haben zu den fünf grossen Weltreligionen Wimmelbilder entworfen: zum Hinduismus, Buddhismus, Islam, zum Judentum und Christentum. Auf je einer Doppelseite finden sich viele Details aus dem Alltag, den Bräuchen und Ritualen der jeweiligen Religion. **K1**

PAPPBILDERBUCH. Wimmelbuch der Weltreligionen. Anna Wills, Nora Tomm, Beltz & Gelberg 2017, Fr. 19.50, beltz.de



Die Glaubensbiografie auf dem Arm: Dan Tschanz trägt die Zahl 777 für göttliche Vollkommenheit und das Datum seiner Bekehrung

Der Tätowierer mit dem Glaubensarm

PORTRÄT/ Tätowierer, Töfffahrer und passionierter Koch – das ist Dan Tschanz. Und alles, was er macht, wird durch seinen Glauben bestimmt.

Man muss genau hinsehen bei der silbrig-schwarzen Harley-Davidson, die immer vor Dan's Tattoo Atelier in Wettingen steht. «Römer 12,21» und «Lukas 9,23» ist auf den ledernen Sattel gepinselt worden. Es sind diese zwei Bibelstellen, die für Dan Tschanz eine ganz besondere Bedeutung haben: Böses nicht mit Bösem, sondern mit Gutem zu bekämpfen, sowie die Aufforderung Jesu, ihm zu folgen. Beide Verweise auf die Bibelverse hat sich Dan auch auf seinem «Glaubensarm», wie er ihn nennt, tätowieren lassen. Dort sind auch ein Jesusporträt, eine Taube als Heiliger Geist und das Boot des Menschenfischers Jesu zu finden.

SEIN EIGENER CHEF. Dan entspricht genau dem Bild, das man sich landläufig von einem Tätowierer macht: kräftig gebaut, Haare zum Rossschwanz gebunden, Arme und Beine flächendeckend tätowiert, Harleyfahrer, er hört gern Rockmusik. Seit zwanzig Jahren ist Tschanz Tätowierer von Beruf. Gelernt hat er das Handwerk in einem kleinen Ort in der früheren DDR. Wie er dazu kam, kann er nicht mehr sagen. Er zeichnete schon als

Knabe gern, und zudem hatte er genug von seiner Tätigkeit als Koch, die er bis dahin während vieler Jahre in Bündner und Tessiner Hotels und Restaurants ausgeübt hatte.

Ein passionierter Koch ist Tschanz geblieben, aber nur noch privat. Nun ist er sein eigener Chef. In den letzten zwanzig Jahren hat er schon einige Tausend Leute tätowiert. Darunter auch Pfarrer und Ärzte, denn heute, so erzählt er, liessen sich längst nicht mehr nur «Rocker, Knastis und Asoziale» tätowieren, sondern Menschen aus allen Schichten.

IN DER AARE GETAUFT. Einer seiner Kunden war ein Theologie- und Musikstudent, dem Dan Tschanz einen Dornenkranz unter die Haut stach. Der Kunde erzählte von Jesus und brachte ihn näher zum Glauben. Schnell trat Tschanz der Pfingstgemeinde bei, liess sich in der Aare taufen – das Datum 14.8.2005 auf seinem Arm zeugt davon.

Gott habe ihn auch von einem Tag auf den andern vom Rauchen befreit, ihn, der 25 Jahre lang bis vier Päckli pro Tag geraucht hatte. Die Pfingstgemeinde be-

Daniel Tschanz, 52

Aufgewachsen ist Dan Tschanz in Bellikon AG als Adoptivkind. Viele Jahre arbeitete er als Koch und im Gastgewerbe. Seit 1997 betreibt er in Wettingen sein eigenes Tattoo-Atelier. Seine bevorzugten Motive sind christliche und Maori-Motive, japanische Koi und Drachen. Nazisymbole, Satanistisches, Totenköpfe und Namen von Ehefrauen und Freundinnen tätowiert er aus Prinzip nicht.

Video: www.reformiert.info/tschanz

sucht der Tätowierer nach Möglichkeit jeden Sonntag und liefert ihr auch einen Zehntel seiner Einnahmen ab.

Mit vierzig Jahren hat Tschanz zum Glauben gefunden, seither ist Jesus der Mittelpunkt seines Lebens. «Die Leute sollen wissen, dass ich Christ bin.» Das Evangelium zu verbreiten sieht er als seinen Auftrag. Nicht zwingend auf direkt missionarische Art, wenn er seine Kunden sticht. Doch jeder merke schnell in seinem mit religiösen Motiven vollbehangenen Atelier, dass er ein überzeugter Christ sei. Ein Kunde hat ihm einmal gesagt, er kenne keinen, der in so einfachen Worten das Evangelium zu verkünden wisse, das verstehe jeder Zehnjährige.

HOCHZEITSTAG AUF DEM ARM. Zu Hause aber ist sein Missionseifer nicht gefragt. Seine Frau, mit der er seit 1991 verheiratet ist – auch dieses Datum trägt er auf dem Arm – ist nicht gläubig. Tschanz betet, dass sie zum Glauben findet. Doch er teilt sie nicht mit Bibelsprüchen zu. «Ich kann nur ein Vorbild sein.» Sie müsse letztlich selber entscheiden, welche Form des Lebens sie wähle. **STEFAN SCHNEITER**

GRETCHENFRAGE

FEDERICA DE CESCO, SCHRIFTSTELLERIN

«Ich bin nicht gläubig, aber Jesus beeindruckt mich»

Wie haben Sies mit der Religion, Frau de Cesco?

Ich bin nicht gläubig, sondern bin eingefleischte Darwinistin und Mystikerin.

Mit der biblischen Schöpfungsgeschichte können Sie nichts anfangen?

Bei den Ansichten der Kreationisten kann ich nur die Augen verdrehen. Ich glaube an die Evolution, dass die Erde wunderschöne Pflanzen, Bäume, Tiere und Menschen geschaffen hat. Wenn man etwas anbeten soll, dann die Erdmutter – wie die Indianer sagen. Der Rest ist Literatur.

Wie haben Sie es mit der Bibel?

Ich kenne meine Bibel und finde sie hochinteressant – vor allem aus archäologischer, historischer und symbolischer Sicht. Am meisten beeindruckt mich Jesus. Seine Aussagen sind für jede Zeit massgebend. Er spricht eine ethische Lebenslehre nicht nur aus, sondern lebt sie auch vor. Nicht wie andere Gestalten in der Bibel, die Wasser predigen, aber Wein trinken.

Ethik ist Ihnen wichtiger als Religion?

Die Menschheit braucht Ethik. Aber muss diese religiös geprägt sein? Kann sie nicht vom Humanismus bestimmt werden? Religionen wurden von Menschen erfunden. Das ist es, was ich nicht mag.

Wussten Sie schon immer, dass Sie Schriftstellerin werden?

Ich kann mich nicht erinnern, anders gelebt zu haben. Als Kind habe ich bereits Geschichten geschrieben. Mit acht Jahren lebte ich in Deutschland. In der Nachkriegszeit war Papier ein rares Gut. Da kam mir das in der Schule ausgehändigte Religionsheft gelegen, um meine Geschichten dort rein zu schreiben.

Wovon handelt Ihr nächstes Buch?

Eine deutsche Übersetzerin und ein englischer Spion verlieben sich nach dem Ersten Weltkrieg. Doch ein Zusammenleben wird ihnen verwehrt. Sie schreiben sich Briefe, die aber nie ankommen. Das Buch «Der englische Liebhaber» basiert auf einer wahren Geschichte, die sich in meinem Familienkreis zugetragen hat. Ich fand die Briefe und wusste, das muss ein Buch werden. **INTERVIEW: NICOLA MOHLER**



Federica de Cesco, 79

Mit fünfzehn schrieb sie ihr erstes Jugendbuch «Der rote Seidenschal». Bis heute folgten weitere achtzig Bücher. Dazu zählen auch Romane für Erwachsene.

CHRISTOPH BIEDERMANN



VERANSTALTUNG

LITERATURABEND

MORD IM BOTANISCHEN GARTEN BERN

Die Krimiautorin Regine Frei liest im August aus ihrem neusten Krimi «Gute Nachbarn» im Berner Stiftsgarten. Dieser befindet sich zwischen der Münsterplattform und der Badgasse. Auch die Geschichte lässt die Schriftstellerin aus dem Wallis in einem Berner Garten spielen: Im Botanischen Garten findet die Polizei nämlich einen Toten. Wer war der Mann, den seine Arbeitskollegen als unfreundlich und abweisend beschreiben? Freunde scheint er keine gehabt zu haben. In einem

anderen Teil der Stadt wundern sich währenddessen Anwohner über das komische Verhalten einer Nachbarin. Ist sie der Schlüssel zur Aufklärung des Falls?

Nach der Lesung gibt es einen Talk mit der Autorin und anschliessend einen Apéro. Der Event findet bei jeder Witterung statt. Schützende Kleider sind deshalb empfehlenswert. Die Lesung mit Regine Frei ist der vierte und zweitletzte Literaturabend in der Sommerreihe, die im Stiftsgarten stattfindet. **NM**

LESUNG. Dienstag, 22. August, 19.00, Stiftsgarten, Badgasse 40, Bern. Eintritt frei. Anmeldung: mail@einfachlesen.ch